

# Themenheft Kolonialismus



Schule ohne Rassismus  
Schule mit Courage

THEMENHEFT

# KOLONIALISMUS





Herausgegeben durch die Bundeskoordination  
**Schule ohne Rassismus – Schule mit Courage**  
in der Trägerschaft von Aktion Courage e. V.

V. i. S. d. P. :

Eberhard Seidel, Geschäftsführer  
*Schule ohne Rassismus – Schule mit Courage*

Konzept:

Jeannette Goddar, Sanem Kleff, Eberhard Seidel

Redaktion:

Jeannette Goddar

Layout und Bildredaktion:

Yunus Kleff

Titelillustration:

Diana Ejaita

Wir überlassen es den Autor\*innen, ob sie von Schüler\_innen,  
Schüler\*innen, Schüler:innen oder Schülerinnen und Schülern  
schreiben. Soviel Freiheit und Vielfalt muss sein.

Jede Verwertung ohne Zustimmung von Aktion Courage e. V.  
ist unzulässig. Dies gilt insbesondere für Vervielfältigungen,  
Mikroverfilmungen, Übersetzungen und die Einspeicherung  
in elektronische Systeme.

Kopien für Unterrichtszwecke dürfen erstellt werden.

1. Auflage, April 2022

ISBN 978-3-933247-81-0

© 2022 Aktion Courage e. V., Berlin

Deutschland spricht über Rassismus und Kolonialismus. Endlich! Politik und Gesellschaft haben lange gezeugnet, dass dieses Land ein Problem mit Rassismus hat – institutionell, strukturell, auf der Ebene des Alltagsbewusstseins. Das Verdrängen hatte tiefreichende Folgen für von Rassismus betroffene Menschen: in Schulen, an Arbeitsplätzen, auf dem Wohnungsmarkt. Dazu kommen Auswirkungen auf ihre Psyche.

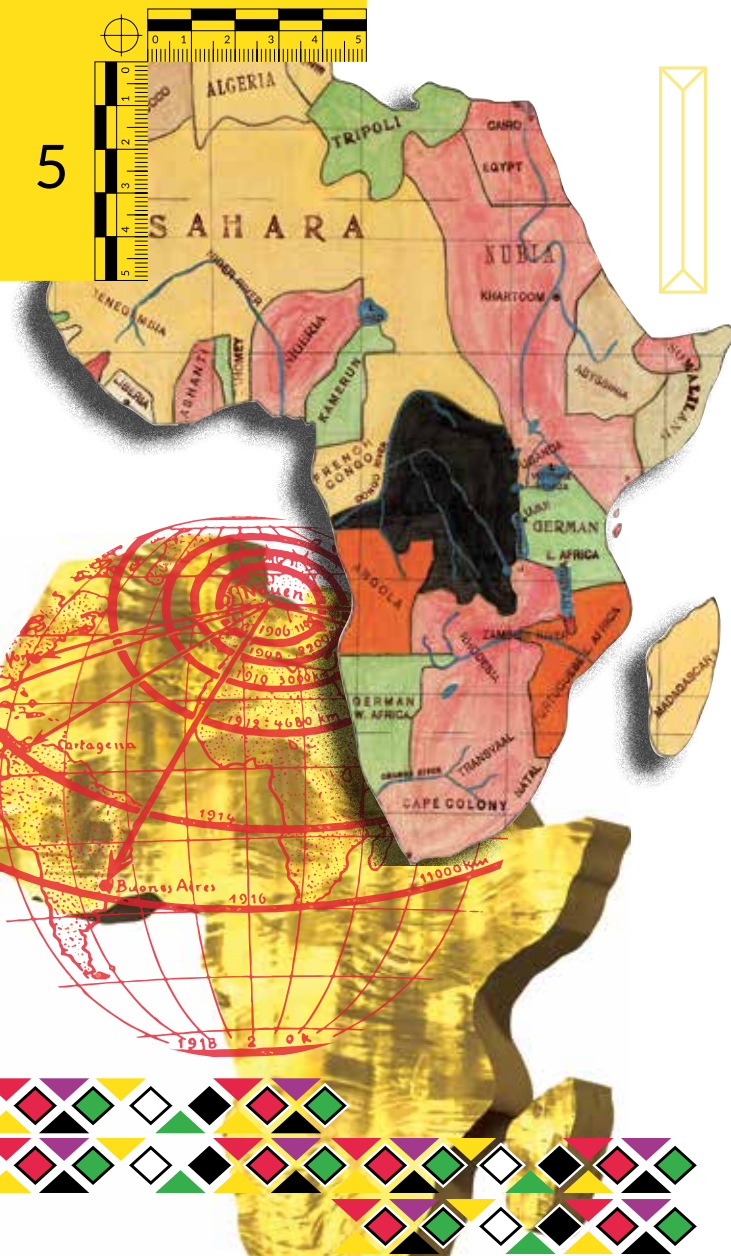
Das Netzwerk *Schule ohne Rassismus – Schule mit Courage* hat sich dieser Realitätsverweigerung stets widersetzt. Vor mehr als 25 Jahren sind wir angetreten, um Rassismus besprechbar und zu einem Thema an Schulen zu machen, die Mehrheitsgesellschaft wachzurütteln, sie für alle Formen der Diskriminierung zu sensibilisieren. Ziel ist das Empowerment aller Schüler\*innen – doch vor allem jener, die von Diskriminierung und Ausgrenzung besonders betroffen sind, weil sie einer Minderheit angehören. Alle gemeinsam sollen zum Handeln motiviert werden.

Ohne das koloniale Erbe Deutschlands und Europas ist der heutige Rassismus, vor allem jener gegen Schwarze Menschen, nicht zu verstehen. Kolonialismus und Rassismus gehören zusammen. Auch das wurde in Deutschland über viele Jahrzehnte verdrängt. Kolonialistisch, das waren die anderen – Großbritannien, Frankreich, Spanien oder die Niederlande. Erst seit Kurzem rückt ins Bewusstsein, wie weit die kolonialen Traditionen auf dem Territorium des heutigen Deutschland zurückreichen, wie tief die Spuren sind, die der Kolonialismus in unserem Denken, Fühlen und in unserer Erinnerungskultur, in der Kunst, der Sprache und unserem Alltagsbewusstsein hinterlassen hat.

Die Dekolonialisierung Deutschlands ist ein spannender, offener und kontroverser Prozess. Gestritten wird über wichtige Fragen: Wie sollen unsere Schulbücher das Thema behandeln? Wie sähe eine angemessene kolonialismuskritische, politische Bildung und Erinnerungspolitik aus? Wie muss sich unsere Sprache ändern? Das alles wird uns noch Jahre beschäftigen. Deutschland hat viel nachzuholen und aufzuarbeiten.

Dieses Themenheft kann und will nicht auf alle Aspekte eingehen, die verhandelt werden müssten. Doch wir haben – hoffentlich – auf begrenztem Platz eine Mischung geschaffen, die Aktiven an Courage-Schulen einen guten Einstieg in Kolonialismus und Postkolonialismus bietet und zugleich interessante Perspektiven vereint. Zu Wort kommen Schüler\*innen ebenso wie Wissenschaftler\*innen, Pädagog\*innen, Journalist\*innen und Aktivist\*innen – in und aus Deutschland, Kenia, Mali und Syrien. Und wir erinnern an wichtige Kämpfer\*innen in der Geschichte des Kolonialismus und Stimmen in der heutigen Postkolonialismus-Debatte. Sie alle zeigen und zeigten Courage. Und ermutigen uns, ebenfalls aktiv zu werden.

**Sanem Kleff & Eberhard Seidel**  
Direktorin      Geschäftsführer



# MINIART

## 06 #BlackLivesMatter

Zwei Schülerinnen schreiben nach dem Mord an George Floyd an die q.rage. Ein Wutbrief.

## 08 Matondo

„Weiße haben viel Geld mit Schwarzer Kultur verdient.“  
Der Rapper Matondo im Gespräch.

## 12 Es gibt Parallelen zu heute

Der Courage-Schüler Guilherme sagt: Im Geschichtsunterricht kommt Kolonialismus kaum vor. Startet Projekte!

## 13 Der Takt des Postkolonialismus

Mit den versklavten Frauen und Männern wurde auch ihre Kultur verschleppt. Eine kurze Musikgeschichte.

## 14 Langer Schatten deutscher Kolonialpolitik

Vom Deutschen Reich als Kolonialmacht bis in die postkoloniale Gegenwart. Eine historische Einführung.

## 32 Mnyaka Sururu Mboro

Der Mitgründer von Berlin Postkolonial über seinen Weg vom Fuße des Kilimandscharo nach Berlin. Ein Gespräch.

## 36 Hinterfragt den öffentlichen Raum!

Die Courage-Schülerin Mariam appelliert:  
Schaut in eurer Umgebung, wer dort geehrt wird.

## 37 Umbenennen!

Tahir Della von der Initiative Schwarze Deutsche erklärt, warum ein anderes Erinnern wichtig ist.

## 40 Spurensicherung

Ein Jahrhundert nach dem Ende des Kolonialismus beginnt in deutschen Museen endlich das Aufräumen.

## 46 Zeigen, was fehlt

Über Rückgabe wird auch dort diskutiert, wo Kunst und Kultur geraubt wurden. Zum Beispiel in Nairobi.



DATE \_\_\_\_\_

CASE \_\_\_\_\_

49 **„Uns trauen sie eher als den Politikern“**

Drei Porträts von Menschen, die in Mali für Demokratie und gegen Klimawandel kämpfen.

57 **Erst Kolonialismus, dann Diktatur**

Syrien wurde gleich mehrfach kolonisiert. Und heute? Wacht Wladimir Putin über den Unabhängigkeitstag, Eine Kurzgeschichte.

58 **Saraya Gomis**

Hier spricht Saraya Gomis über Diskriminierung im Schulalltag, und was diese mit der Kolonialgeschichte zu tun hat. Ein Interview.

64 **„Warum haben die überhaupt Kinder verschleppt?“**

Die Macher\*innen von Decolonize München recherchierten mit Jugendlichen auf einem Friedhof, welche Geschichten aus der Kolonialzeit erzählt werden.

68 **Die unvollständige Geschichte**

In Kenia hören Schüler\*innen bis heute mehr über ihre „Entdecker“ als über die Verschleppung ihrer Vorfahren.

71 **Kauft faire Produkte!**

Die Courage-Schülerin Elena findet: Wer sich heute gegen Ausbeutung einsetzen will, kauft fair ein. Auch für das Schülercafé.

73 **Verdrängung mit Folgen**

Auch die DDR setzte sich mit der Kolonialgeschichte kaum auseinander. Dort schob man das Thema gern dem Westen zu.

76 **Das postkoloniale Klassenzimmer**

In einem aktuellen Baustein schlägt der Rassismuskritiker Mark Terkessidis einen weiten Bogen. Und macht Vorschläge für den Unterricht.

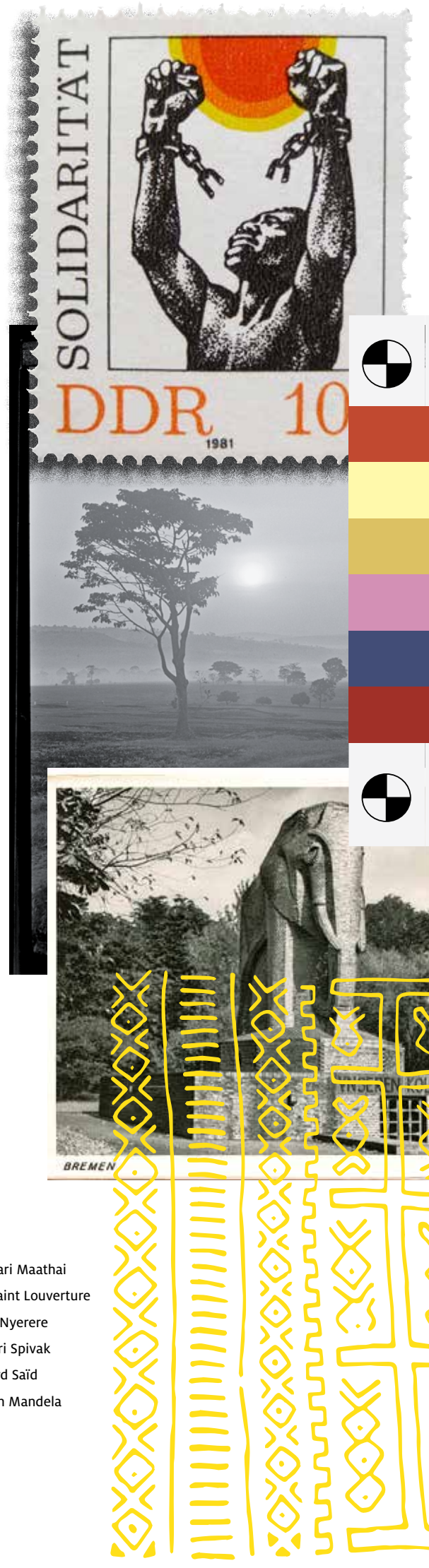
81 **Die Autorinnen und Autoren**

**Im Porträt**

Rund um den Erdball kämpften und kämpfen Menschen gegen ihre Kolonialherren und Rassismus, für Dekolonialisierung und die Gleichwertigkeit von Menschen. Wir stellen 12 von ihnen vor. Alle Kurzportraits von Jeannette Goddar.

- Mahatma Gandhi
- Frantz Fanon
- Simón Bolívar
- Alice Seeley-Harris
- Achille Mbembe
- May Ayim

- Wangari Maathai
- Toussaint Louverture
- Julius Nyerere
- Gayatri Spivak
- Edward Saïd
- Nelson Mandela





#BlackLivesMatter

NO MORE  
SILENCE



Am 25. Mai 2020 starb in Minneapolis der 46-jährige George Floyd bei einer gewaltsamen Festnahme durch die Polizei. Das Video, das die Minuten vor seinem Tod festhält, ging um die Welt und löste Trauer und Entsetzen aus. Unter dem Motto „black lives matter“ gab es auch in Deutschland Kundgebungen und Proteste.

Rassismus ist nicht immer Gewalt gegenüber Schwarzen. Es sind nicht nur gezielte Worte, die man sagt, um Menschen zu verletzen. Rassismus ist auch nicht immer gewollt. Manche bemerken gar nicht, dass sie sich rassistisch verhalten oder rassistisch denken.

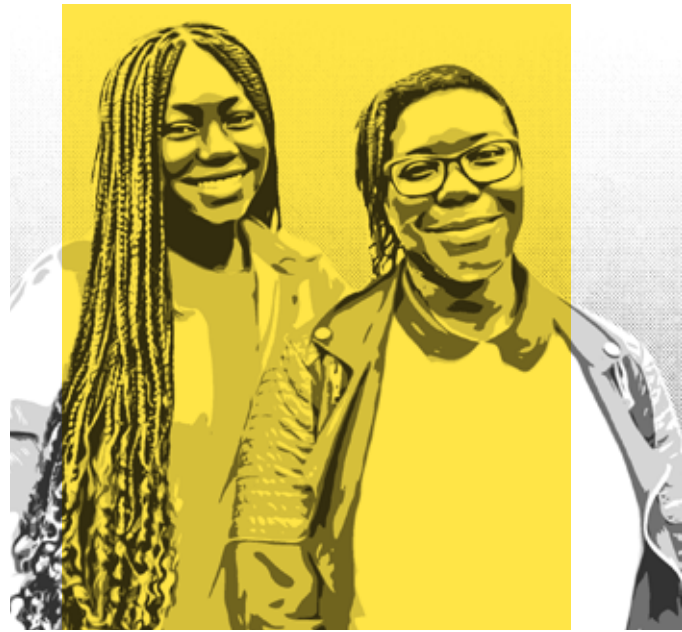
Rassismus ist schon, wenn ihr fragt, ob ihr mal unsere Haare anfassen dürft. Nein, ihr dürft sie nicht anfassen. Es fängt mit kleinen Dingen an, wie die Frage, „woher kommst du?“, wenn die Antwort „aus Dortmund“ nicht reicht, sondern darauf die Frage folgt: „Nein, woher kommst du wirklich?“. Für uns ist das Rassismus. Rassismus ist auch, wenn ihr in der Schule über arme Gebiete in Afrika sprecht und direkt alle Augen zu diesem\*r einem\*n dunkelhäutigen Schüler\*in wandern. Nur weil er\*sie Schwarz ist.

Das, was George Floyd passiert ist, ist kein Einzelfall. Das war auch kein unabsichtlicher Rassismus oder so. Was der Polizist gemacht hat, kann man auch keine Festnahme nennen, es war eine rassistisch motivierte Tat, die nur durch die „Rassen“-Trennung in seinem Kopf entstehen konnte. Durch die Trennung zwischen Schwarz und weiß, zwischen gut und böse. So ein Bullshit.

George Floyd ergab sich, verdammt noch mal. Er folgte den Anweisungen der Polizisten. Aber das war nicht genug. So, wie es nie genug ist. Er musste aufgrund seiner Hautfarbe sterben. Und er musste auch aufgrund des bestehenden Rassismus sterben. Er musste sterben, weil er anders war als der Polizist, der ihn umbrachte. Weil er anders war als die vier Polizisten, die da standen und dabei zusahen. Und ja, George Floyd war anders. Aber nicht, weil er Schwarz war, er war anders, weil er nicht die gleiche Macht hatte wie der Polizist. Das, was ihm passiert ist, hätte keinem weißen Menschen passieren können.

Wir sind Schwarz, unsere Mütter und Väter sind Schwarz, unsere Schwestern, Tanten, Onkel und Cousins. Jeder in unserer Familie ist Schwarz. Haben Menschen wie wir es deshalb verdient, so brutal ermordet zu werden? Nein, haben wir nicht. Keiner hat es verdient, so brutal ermordet zu werden, weil er Schwarz ist, weil er „anders“ ist. Wer gibt einem überhaupt das Recht zu behaupten, dass jemand anders sei? Keine\*r ist wie der andere und genau das ist gut so.

● Nabilath & Yasmine



Manchmal brauchen überfällige Debatten traurige Anlässe. Im Jahr 2020 stieß der Mord an George Floyd eine nahezu weltweite Diskussion über Rassismus an. Die Schülerinnen und Cousins Nabilath und Yasmine, damals 14 Jahre alt, machten in einem Wutbrief gegen Rassismus an die Netzwerkzeitung q.rage klar, wie es ihnen geht.





# ANTIM

*„Weiße haben viel Geld mit  
Schwarzer Kultur verdient“*

**Matondo Castlo** wurde 1993 in Berlin geboren. Seine Eltern, beide Pädagog\*innen, waren aus der Demokratischen Republik Kongo geflüchtet. Als Rapper nennt er sich Matondo, als gelernter Erzieher vermittelt er in Workshops – auch für *Schule ohne Rassismus – Schule mit Courage* – Hip-Hop als „pädagogisches Stilmittel gegen jeglichen Hass“ und arbeitete mit an Theaterproduktionen u.a für Grips- und Maxim-Gorki-Theater in Berlin. Seit 2021 moderiert er die Kika-Serie „Baumhaus“ für Kinder im Vorschulalter.

*Matondo, du gibst Rap-Workshops. Was wissen die Jugendlichen von der Geschichte des Hip-Hop?*

Ganz ehrlich: Die allermeisten wissen nichts davon.

*Der deutsche Rap ist sehr arabisch und türkisch geprägt. Sind manche in deinen Workshops davon überrascht, dass Hip-Hop ursprünglich eine Schwarze Kultur war?*

Ja, das kommt immer wieder vor. Um ehrlich zu sein, ging es mir ja selber so als Kind. Ich war auch überrascht, als ich mitbekommen habe, dass diese Musik, die ich so feiere, von Menschen erfunden und großgemacht wurde, die aussahen wie ich. Und das war auch ein Grund, warum ich selbst mit dem Rappen anfangen wollte.

*Wie vermittelst du diese Geschichte?*

Ich versuche, mit den Kids eine Zeitreise zu machen. Ich entführe sie zurück bis in die Kolonialzeit nach Afrika und zeige ihnen, wie die sogenannten Griots, weise Gelehrte, in Zeremonien in Reimen sprachen, die eine Art Urform des rhythmischen Sprechgesangs sind. Dann reisen wir in die 1970er- und 1980er-Jahre, als das, was wir heute Hip-Hop nennen, in der Bronx erfunden wurde. Nicht zuletzt als Sprache, in der die Gangs ihre Konflikte regeln konnten, ohne Blut zu vergießen, und als Medium, um Missstände anzusprechen. Da lege ich dann Grandmaster Flash oder Afrika Bambaataa auf. Und schließlich reden wir darüber, wie die Kunstform sich immer weiter kommerzialisierte und zu dem wurde, was wir heute aus den Charts kennen. Und ich hoffe, dass die Kids mitnehmen, welche politische Brisanz im Hip-Hop steckt. Dass sie lernen, woher er kommt, aus welcher Motivation früher gerappt wurde. Denn seien wir ehrlich: Hip-Hop wird heutzutage oft missbraucht.

*Du meinst vor allem den sogenannten Gangsta-Rap mit seinen oft materialistischen, frauenfeindlichen oder homophoben Texten?*

Ja, aber auch den die Charts beherrschenden Pop-Rap, der fast dieselben Werte transportiert. Aber das war Rap ja eben nicht, als er in der Bronx als Schwarze Kultur entstand, die einer marginalisierten Minderheit eine Stimme gab. Und da setzt bei den Kids dann oft eine Selbstreflexion ein. Die merken dann tatsächlich, was für eine Grütze sie da mitunter hören. Das ist für mich schon ein Erfolg.

*Ich vermute mal, in deinen Workshops sind oft Jugendliche mit einem Migrationshintergrund dabei.*

Das ist regional verschieden und hängt von der Schule ab. Ich hatte schon Klassen, da hatte niemand einen sogenannten Migrationshintergrund, aber in Berlin sieht es natürlich ganz anders aus. Doch es stimmt schon: Diese Musik spricht vor allem Kids mit diesem Hintergrund an, die identifizieren sich damit und feiern Rap extrem. Wenn es um Migration geht, um die Erfahrung, als junger Mensch hier in Deutschland anzukommen und was die Familie durchgemacht hat – für diese Kids sind Rap-Texte oft wie ein Anker, die verarbeiten ihre Geschichte damit. Viele haben auch konkrete Erfahrungen mit Rassismus gemacht. Für sie ist Rap oft eine Stärkung, schon weil sie sehen, wie divers die Hip-Hop-Szene ist, dass es da Leute gibt, die aussehen wie sie. Wenn Kids, die selbst zweisprachig aufgewachsen sind, einen bekannten Rapper mit kurdischem Hintergrund auf Deutsch über ihre Wurzeln rappen hören, und selbst wenn es nur um kurdisches Essen oder Traditionen geht, dann ist das Empowerment.

*Warum ist gerade Hip-Hop so attraktiv für gesellschaftliche Minderheiten?*

Hip-Hop war immer die Musik von Menschen, die nicht viel hatten, von Minderheiten, die Schwierigkeiten haben, einen Zugang zur Mitte der Gesellschaft zu finden. Das liegt daran, dass Hip-Hop eine extrem niederschwellige, aber trotzdem sehr vielfältige Kunstform ist. Bei den vier Säulen des Hip-Hop, also Rappen, Djen, Graffiti und Breakdance, ist für jeden etwas dabei, für das er ein Talent hat. Für all diese Kunstformen reichen die einfachsten Mittel. Wer Rockmusik machen will, braucht ein Instrument, das er halbwegs beherrscht. Wer rappen will, braucht nur Stift und Papier, um seine Reime aufzuschreiben.

*Was für ein Bild von Afrika haben die Workshop-Teilnehmer\*innen?*

Für viele ist Afrika nicht mal ein Kontinent mit vielen Ländern, Sprachen und kulturellen Unterschieden. Sondern ein einziges Land, in dem es Hunger gibt, nichts vorangeht, und deshalb flüchten die Menschen. Dass die Grundlagen unserer heutigen Populärkultur mit den Sklaven aus Afrika in die ganze Welt verschifft wurden, löst ziemliche Verwunderung aus. Dass es niemals einen Elvis Presley gegeben hätte, wenn er nicht auf Schwarze Vorreiter hätte aufbauen können, das ist verdrängtes Wissen.

*Warum ist dieses Wissen verdrängt?*

Viele haben sich zwar von Schwarzer Kultur inspirieren lassen, man könnte auch sagen: Es wurde geklaut. Und Weiße haben dann viel Geld damit verdient. Aus Schwarzem Blues wurde weiße Rockmusik, Schwarze Rockmusiker wie Little Richard oder Chuck Berry wurden marginalisiert. Noch im heutigen Rap kann man westafrikanische Harmonien und Rhythmen hören.

**„Bei den vier Säulen des Hip-Hop, also Rappen, Djen, Graffiti und Breakdance, ist für jeden etwas dabei, für das er ein Talent hat.“**



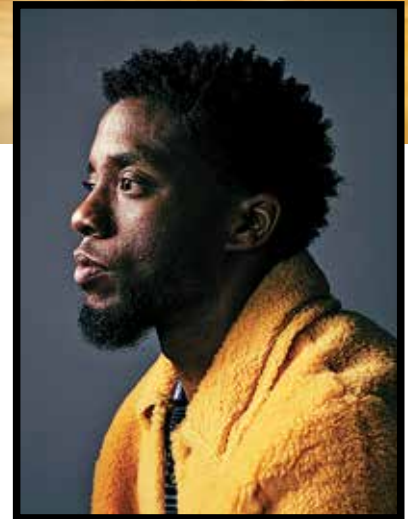
Seit ein paar Jahren gibt es eine Art Gegenbewegung: Auf sogenannten Afrika-Festivals werden ganz bewusst afrikanische Kultur und Traditionen präsentiert.

Ich finde das erst einmal gut, wenn afrikanische Menschen ihre Kultur, ihr Essen, ihre Musik und ihre Kleidung präsentieren können. Die afrikanische Kultur ist ja auch sehr einladend. Wenn da ein gesunder Austausch stattfindet, muss man das begrüßen. Zum Problem wird es, wenn nichtschwarze Menschen diese Kultur exotisieren, nur auf einen Aspekt reduzieren oder kulturelle Aneignung stattfindet.

Wo sieht du diese kulturelle Aneignung genau?

Überall, vor allem auch im Pop. Da geht es nicht nur um den Sound, sondern vor allem auch um den Style. Dreadlocks sind mittlerweile eben angesagt, es gibt Popstars, die sich dunkler machen, als sie sind. Aber meine kleine Schwester erlebt immer wieder, dass ihr Fremde ungebeten in die krausen Haare fassen. Sie muss mit ihrer Hautfarbe leben und kann sich die nicht abschminken, für die ist das kein cooles Fashion-Statement.

● Thomas Winkler



## Black Panther

Film

Erst als Chadwick Boseman 2020 stirbt, begreifen auch weiße Menschen, welche Bedeutung sein Auftritt in dem Film „Black Panther“ für People of Colour in aller Welt hat: Als König T'Challa regiert er Wakanda, einen High-Tech-Staat in Afrika. In Hollywood, wo Schwarze Schauspieler lange vor allem Kriminelle und Prostituierte spielen durften (ähnlich wie die zweite und dritte Generation nach Deutschland Zugewanderter), kommt die Marvel-Verfilmung 2018 einer Revolution gleich: ein Schwarzer Held, aus einem Schwarzen Land, in einem Schwarzen Cast. „Wakanda Forever“ ist ein Ruf, der Boseman noch viele Jahre überleben wird.

Regie: Ryan Coogler, USA 2018, 135 Minuten, auf DVD



## Es gibt Parallelen zu heute

Der deutsche Kolonialismus findet vielleicht mal im Geschichtsunterricht Platz. Oft wird er dort allerdings nicht tiefgründig behandelt, sondern einfach nur angesprochen. Dabei ist es so wichtig, dass wir verstehen, welchen Einfluss der Kolonialismus des damaligen Deutschen Reiches auf den heutigen Rassismus in Deutschland hat. Schon damals wurden Schwarze Menschen in ihrer Würde verletzt, weil der Gedanke präsent war, sie seien weniger wert. Dieses Denkmuster ist heute noch präsent. Wir müssen unser koloniales Erbe aufarbeiten, zum Beispiel, indem Relikte der Kolonialzeit, die gewaltvoll Menschen entwendet wurden, an die ehemaligen Kolonien zurückgegeben werden.

An unserer Schule haben wir die Auseinandersetzung mit Kolonialismus und seinen Folgen im Rahmen unserer Selbstverpflichtung als *Schule ohne Rassismus – Schule mit Courage* in unsere Projekte aufgenommen. Dabei war uns wichtig, das Thema so aufzugreifen, dass die Schüler:innen etwas damit anfangen können. Bei unserem jüngsten Projekttag hat sich ein Workshop mit einem Buch der Antirassismustrainerin Tupoka Ogette befasst. Es heißt „exit racism. Rassismuskritisch denken lernen“ und ist eine gute Grundlage für Aufklärungsarbeit.

● Guilherme (18)



Wer die Autobiografie des großen indischen Unabhängigkeitskämpfers liest, reibt sich angesichts seiner Moral und Askese an vielen Stellen die Augen. Der 1869 unter britischer Kolonialherrschaft geborene Gandhi verzichtet nicht nur als gläubiger Hindu auf Fleisch, Alkohol, Gewalt. Berühmt, wohl auch erfolgreich, wird er, weil er wie kein anderer Verzicht als Mittel im politischen Kampf einsetzt: Im Protest gegen die Kolonisatoren, wenn er kein Salz zu sich nimmt, und einen fast 400 Kilometer langen Fußmarsch antritt, dem sich Tausende anschließen. Immer wieder hungert sich der Mahatma auch nahe an den Tod, um jene Landsleute zu gewinnen, die den zähen Kampf um Unabhängigkeit nicht so gewaltfrei führen wollen. Schließlich ist die von ihm angeführte „Satyagraha“-Bewegung erfolgreich: Am 15. August 1947 wird seine Heimat unabhängig, obgleich gegen Gandhis Willen geteilt. In Indien sollen Hindus leben, in Pakistan Muslim\*innen. Massenhaft führt die Teilung zu Flucht, Vertreibung und Tod. Auch er selbst wird im Januar 1948 von einem hinduistischen Fundamentalisten ermordet.

In (Süd-)Afrika, wo Gandhi als junger Rechtsanwalt wegen seiner Hautfarbe diskriminiert und politisiert wird, sieht man ihn übrigens nicht so positiv wie im Rest der Welt. Er kämpfte ausschließlich für die Rechte der Inder, Schwarze bezeichnete er als „Wilde“. Immer wieder kommt es zu Protesten gegen Gandhi-Denkmäler. Die Schriftstellerin Arundhati Roy, eine führende Figur in der heutigen postkolonialen Debatte Indiens, übt aus anderen Gründen Kritik an Gandhi: wegen seines Festhaltens am Kastensystem.

# Der Takt des Postkolonialismus

Mit den versklavten Männern und Frauen wurde auch ihre Kultur verschleppt. Egal, welchen Musikstil man betrachtet, ohne die Kolonialgeschichte wären sie nicht denkbar.

Im Juli 1782 feierte „Die Entführung aus dem Serail“ im Wiener Burgtheater seine umjubelte Premiere. Das „Singspiel in drei Akten“ sollte einer von Wolfgang Amadeus Mozarts größten Hits werden. Heute mag die Geschichte von in einen Harem verschleppten Europäerinnen nicht nur naiv, sondern rassistisch anmuten, ebenso wie Mozarts an vermeintlich „türkische“ Klänge angelehnte Musik. Doch „Die Entführung aus dem Serail“ zeigt auch, dass die komplexen Wechselwirkungen zwischen Kolonialismus und Populärkultur nicht erst in der sogenannten Popmusik ihre Spuren hinterlassen haben. Sondern schon viel früher, sogar in der Klassik.

Tatsächlich hätte vor allem die Popmusik, wie wir sie heute kennen, ohne die europäische Kolonialisierung, ohne Sklaverei, Diaspora und Migration nicht entstehen können. Ob Bob Dylan oder Beyoncé, Madonna oder David Guetta – die Grundlage schuf der Sklavenhandel.

Sehr verkürzt geht die Geschichte so: In den Schiffen wurden nicht nur versklavte Menschen transportiert, sondern auch ihre Kultur. Der Blues, der auf den Baumwollfeldern des US-Südens entstand, reiste auf dem Mississippi gen Norden, wurde urbanisiert, verschmolz mit anderen Musiken zu Jazz und Rock'n'Roll, den Keimzellen aller Musiken, die wir heute in dem hilflosen Begriff Pop zusammenfassen, und noch einigen mehr. Denn auch die kolonisierende Kultur wird von der kolonisierten unterminiert und verändert.

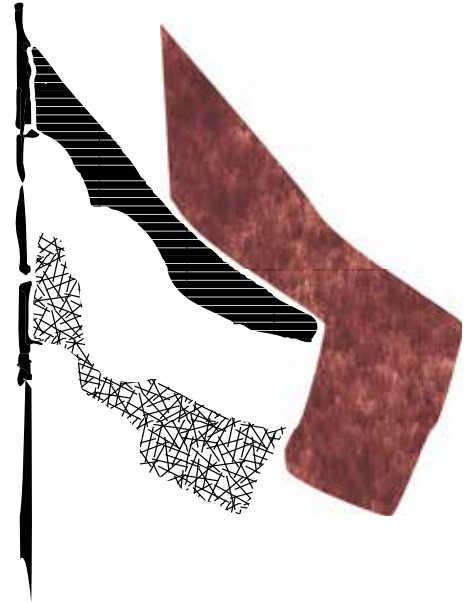
Die Liste postkolonial gefärbter Genres ist endlos und wird immer länger: Vom religiös gefärbten Gospel führt eine Linie über Soul und Rhythm & Blues zu Hip-Hop und Techno, House und vielen anderen elektronischen Musiken. Gäbe es pure Genres, im postkolonialen Pop immer ein Konstrukt, verzweigt sich ein anderer Ast in die diversen Spielarten der Rockmusik, von Metal bis Country. Die jamaikanischen Offbeat-Varianten Ska, Reggae, Dancehall und Dub entstanden im Hin und Her zwischen der Karibik, wo die ersten Schwarzafrikanischen Sklaven anlandeten, und dem nordamerikanischen Festland. Ähnlich komplexe Stammbäume lassen sich in Lateinamerika, Asien, Australien beschreiben.

Noch komplexer wird es durch den Re-Import nach Afrika. Jùjú, Highlife, Kwai-to und andere regionale afrikanische Pop-Stile wären nicht denkbar, wäre der popmusikalische Wissenstransfer eine Einbahnstraße. Im Mittelpunkt des Wüstenrocks der Sahara steht die elektrifizierte Gitarre, die in Nordamerika entwickelt wurde. Europäische Teenager hieven koreanischen K-Pop, der anglo-amerikanische Boygroup-Ideen perfektioniert, in die Charts und feiern Bollywood-Hochzeiten, bei denen Songs aus indischen Filmen laufen, die westliche Pop-Klischees adaptieren.

Es ist kompliziert. Sehr viel komplizierter, als es sich ein Wolfgang Amadeus Mozart hätte träumen lassen. Sicher ist: Mozart hätte sich begeistert an diesem Austausch beteiligt. ● Thomas Winkler



# langer schatten deutscher Kolonialpolitik



Später als andere Staaten startete das Deutsche Reich als Kolonialmacht und machte sich Gebiete in Afrika, China, und der Südsee zu eigen. Heute ist Deutschland wie die anderen europäischen Mächte eine postkoloniale Gesellschaft, die sich ihrer Vergangenheit zu stellen hat.

„Alle großen Völker haben den Drang gefühlt, Barbarenvölkern den Stempel ihres Wesens aufzudrücken“. Nun seien sie drauf und dran, „weit über den Erdkreis eine Massenaristokratie der weißen Rasse zu schaffen“. So erklärte Heinrich von Treitschke seinen Student:innen um 1900 ihre Zeit. „Kolonialen Drang“ betrachtete der Historiker als „Lebensfrage für eine große Nation“. Für den einstigen Gouverneur von Deutsch-Ostafrika, Eduard von Liebert, bedeutete Kolonialbesitz „Macht und Anteil an der Weltherrschaft“. Der Verleger der Deutschen Kolonialzeitung Gustav Meinecke erklärte: „Was in Europa Großmacht ist und war, das ist auch Kolonialmacht.“

Derlei kolonialer Propaganda ließen sich unzählige weitere Äußerungen zur Seite stellen. In ihnen spie-

gelt sich die Prägung des deutschen und europäischen Kolonialismus jener Jahre wider: der Anspruch, eine Weltmacht sein zu wollen; das Streben nach wirtschaftlicher Dominanz; national-patriotisches Prestige; ein rassistischer Überlegenheitsdünkel der Weißen gegenüber dem „Rest der Welt“.

Wie Belgien und Italien gehörte das deutsche Kaiserreich zu den kolonialen Nachzüglern. Der 1871 gegründete Nationalstaat, der eine rasante Industrialisierung durchlief, war von dem Ehrgeiz getrieben, mit den beneideten Rivalen England und Frankreich gleichziehen, die seit Jahrhunderten Kolonien besaßen. Verbunden mit einer expansiven Flottenpolitik sollte der Besitz von Kolonien dem Deutschen Reich den Status einer Weltmacht sichern.



Den Startschuss gab Reichskanzler Otto von Bismarck mit einem Telegramm: Am 24. April 1884 stellte er die „Erwerbungen“ des Bremer Tabakwarenhändlers Adolf Lüderitz an der Bucht von Angra Pequena (heute Lüderitzbucht / !NamiṽNûs in Namibia) offiziell „unter den Schutz“ des Deutschen Reiches. Damit gab Bismarck dem massiven Drängen der Kolonialverbände nach; er selbst ließ zeitlebens keinen Zweifel an seiner grundsätzlich ablehnenden Haltung gegenüber einem formellen Kolonialbesitz.

In den folgenden Jahren raffte das wilhelminische Kaiserreich eine Reihe von Kolonien zusammen, die mit ihrer Fläche von 2,9 Millionen Quadratkilometern sechsmal so groß waren wie das „Mutterland“. 1884 sicherte sich das Deutsche Reich die „Schutzgebiete“ Deutsch-Südwestafrika (heute Namibia), Togo und Kamerun. Ab 1885 folgten kaiserliche Schutzzerklärungen für Deutsch-Ostafrika (heute Tansania, Ruanda, Burundi) und ein Gebiet im Südpazifik. Der dortige Streubesitz umfasste Deutsch-Neuguinea (Kaiser-Wilhelmsland, Bismarck-Archipel, nördliche Salomonen, Nauru, die Karolinen-, Marianen-, Palau- und Marshall-Inseln) und Deutsch-Samoa. 1897 kam es schließlich zur Okkupation des „Pachtgebiets“ Kiautschou in China – auch das „deutsche Hongkong“ genannt.

## Der Wettlauf um Afrika

Die Bühne der Kolonialpolitik betrat das Kaiserreich mit der von November 1884 bis Februar 1885 tagenden Westafrika-Konferenz (auch Kongo-Konferenz) in Berlin. Vertreter von zwölf europäischen Staaten, der USA und des Osmanischen Reiches kamen zusammen, um die völkerrechtlichen Modalitäten für die weitere Aufteilung Afrikas sowie den freien Zugang für Handel und Mission auf dem Kontinent festzulegen. Bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts hatte sich der Einfluss der Europäer auf Südafrika, Algerien, Senegal und einige weitere Besitzungen besonders an der Westküste Afrikas beschränkt. Das Abschlussdokument, die aus 38 Artikeln bestehende Generalakte, legte die Grundlage für die weitere Aufteilung Afrikas in einzelne Kolonien.

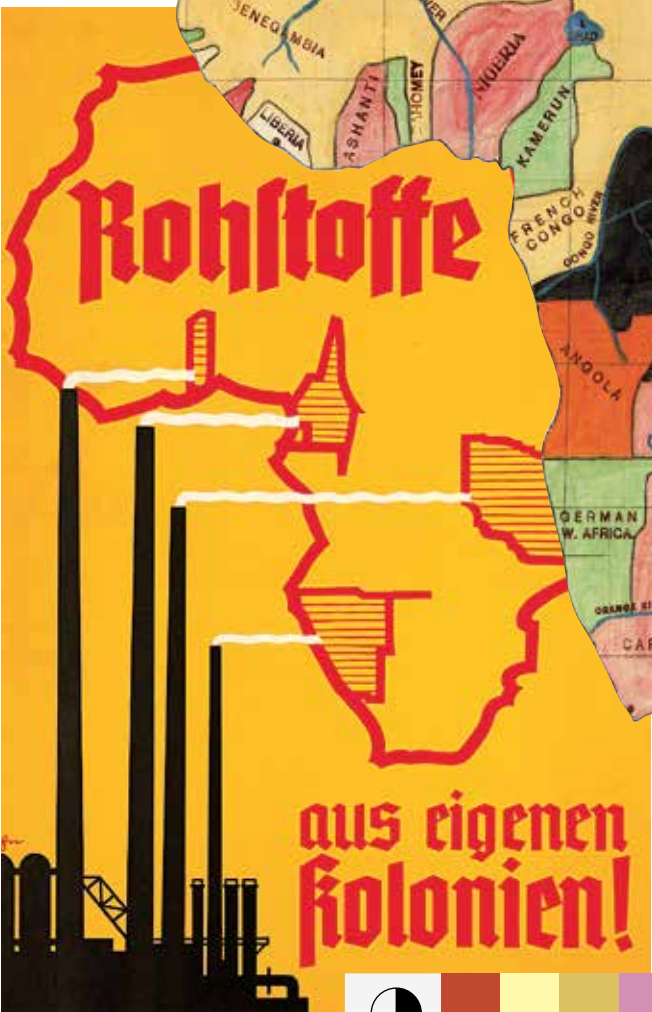
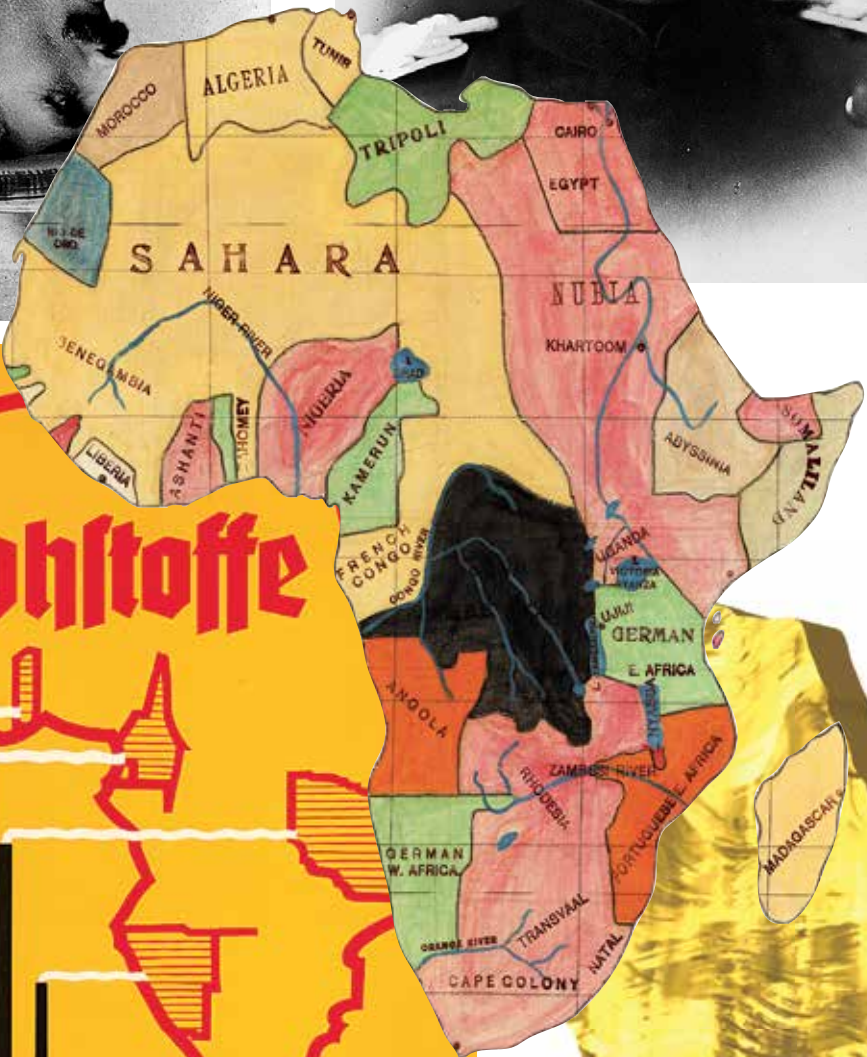
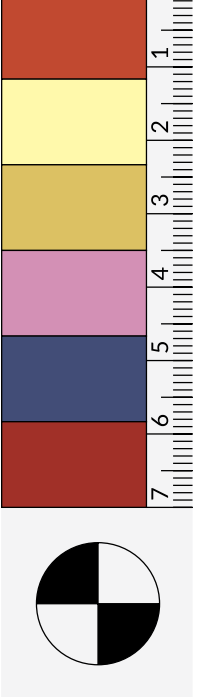
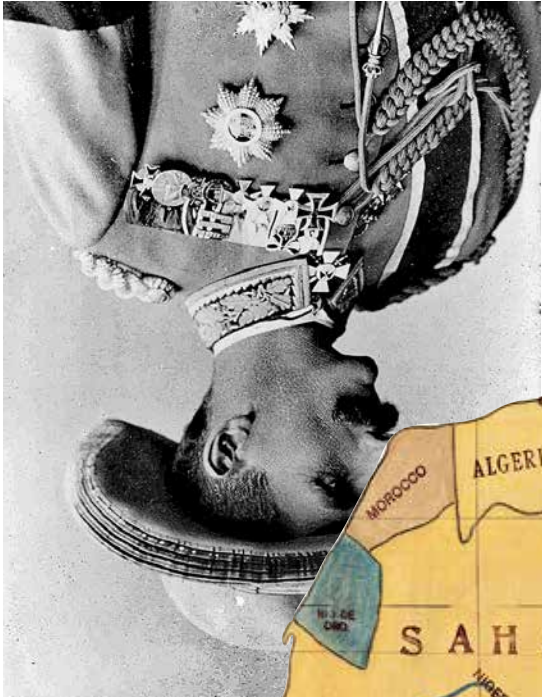
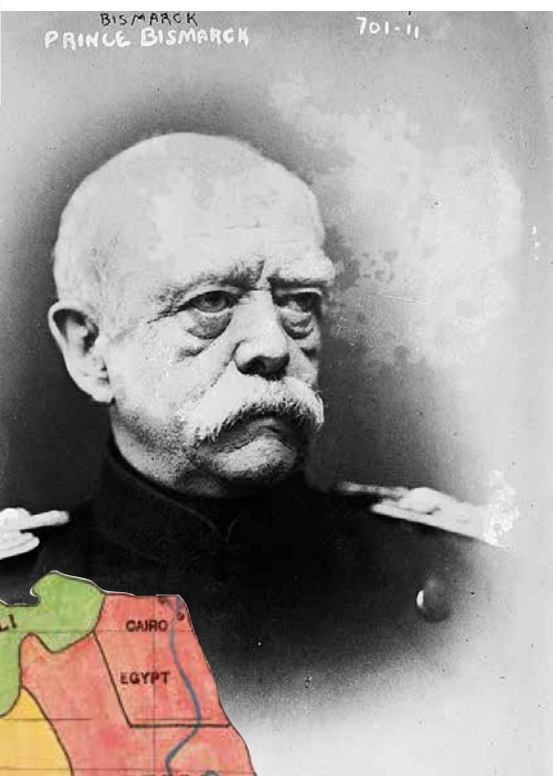
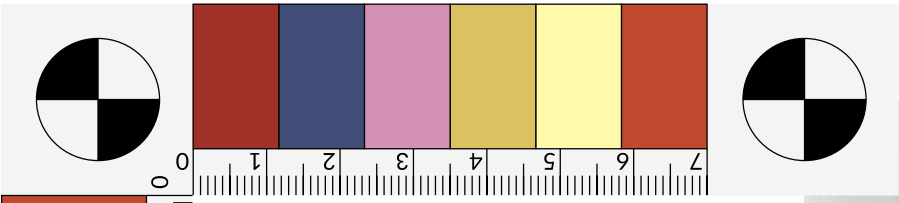
Die Festlegung der Kriterien für die gegenseitige Anerkennung von Kolonialbesitz – genannt „effektive Besetzung“ – gab den Startschuss für den „Wettlauf um

Afrika“, der auch als „Scramble for Africa“ berühmt-berüchtigt wurde. Die Kolonialmächte beeilten sich nun, die noch nicht besetzten Gebiete in ihren Besitz zu bringen. Die endgültigen Grenzziehungen, die vielerorts keinerlei Rücksicht auf gewachsene kulturelle Gegebenheiten nahmen, erfolgten erst in den Jahren nach 1885. Die verbreitete Vorstellung, Afrika sei in Berlin „wie ein Kuchen“ aufgeteilt worden, geht an der Sache vorbei.

Größter Nutznießer der Konferenz war der belgische König Leopold II.: Ihm wurde der mehr als zwei Millionen Quadratkilometer große „Kongo-Freistaat“ mit seinem unermesslichen Rohstoffreichtum zugeschlagen – als Privatbesitz, erst 1908 erfolgte die Übertragung an den belgischen Staat. Die Entscheidung sollte fatale Folgen haben. Die von den Kolonialherren begangenen Verbrechen gelangten als „Kongogräuel“ zu trauriger Berühmtheit; Millionen Kongolesen verloren ihr Leben. Das Vorgehen in der Privatkolonie macht besonders deutlich, wie weit die kolonialpolitische Realität von den hehren Zielen entfernt war, welche die Delegierten in der Präambel der Generalakte in Berlin formuliert hatten. Von einer „sittlichen und materiellen Wohlfahrt“ für die „eingeborenen Völkerschaften“ blieb nichts übrig.

Dies trifft mehrheitlich für die Kolonialpolitik der europäischen Mächte in Afrika zu. Das in Berlin beschlossene Verbot des Sklavenhandels führte nicht zu dessen Ende, auch nicht, was den innerafrikanischen Handel mit Menschen betraf. Stattdessen duldeten die Kolonialmächte im eigenen wirtschaftlichen Interesse die Fortdauer der Sklaverei; der vermeintliche humanitäre Kreuzzug gegen sie diente lediglich der Legitimation der kolonialen Besetzung. Afrikaner:innen verbinden die Konferenz von 1884/85 bis heute mit der kolonialen Fremdherrschaft und Ausbeutung ihres Kontinents.

Das wichtigste Prestigeprojekt wilhelminischer Weltpolitik nach 1900 war der Bau der Bagdad-Bahn (Abbildung Seiten 20-21), die Berlin über die schon bestehende Strecke nach Konstantinopel (dem heutigen Istanbul) hinaus mit dem Orient verbinden sollte. Das Vorhaben – ein Musterbeispiel für indirekten Imperialismus – beflügelte die Fantasien von Börsenspekulanten ebenso wie mancher Politiker, die davon träumten, zwei Millionen deutsche Kolonisten entlang der Bahn-





Was mag ein Psychiater in der französischen Kolonie Algerien erlebt haben, bei seiner Arbeit mit Unterdrückern wie Unterdrückten, Folterern wie Gefolterten? In jedem Fall etwas, was den 1925 in Martinique geborenen Frantz Fanon zu einer ebenso zentralen wie radikalen Figur der afrikanischen Befreiungsbewegungen werden lässt. Vor Ort, weil er 1956 seine ärztliche Arbeit für den Kampf in der Nationalen Befreiungsfront eintauscht. Weltweit, weil er mit seinem Werk „Die Verdammten dieser Erde“ zu einer zentralen Bezugsperson der Black-Power- und Internationalismus-Bewegungen der 1960er- und 1970er-Jahre wird.

Ähnlich wie Che Guevara, der 1965 von Kuba in den Kongo geht, setzt Fanon auf die weltweite Vernetzung der antikolonialen Bewegungen. Die Befreiung der Völker, schreibt er in „Die Verdammten dieser Erde“, müsse und könne nur durch Gewalt geschehen, um Kolonialität und Unterdrückung auch psychoanalytisch zu bearbeiten. Das Ziel sei ein anderes als eine „fratzenhafte und obszöne“ Nachahmung dessen, was die Kolonisatoren vorgelebt haben. „Für Europa, für uns selbst und für die Menschheit, Genossen, müssen wir eine neue Haut schaffen, ein neues Denken entwickeln, einen neuen Menschen auf die Beine stellen.“ In seinem nicht so bekannten, aber lesenswerten Buch „Schwarze Haut, weiße Masken“ entwickelt er eine Theorie des Rassismus. Die postkoloniale Wirklichkeit in Afrika erlebt Fanon kaum: Mit nur 36 Jahren stirbt er im Oktober 1961 an Leukämie.

strecke anzusiedeln. Außerdem hatten sich der preußische König und Kaiser Friedrich III. sowie nach ihm der orientbegeisterte Kaiser Wilhelm II. um Grabungslizenzen für deutsche Archäologen im Osmanischen Reich bemüht. Die Funde in Kleinasien, zu denen Prunkstücke wie der Pergamonaltar und das Markttor von Milet gehören, die bis heute das Pergamonmuseum in Berlin zieren, sind Zeugnisse einer kulturellen Kolonisierung des Vorderen Orients, die auf eine Plünderung der Kunstschatze fremder Länder hinauslief.

## Kapitalismus und Versklavung

Der deutsche Kolonialismus kann nur im Kontext der frühneuzeitlichen Expansionsgeschichte Europas verstanden werden. Dieser Prozess – gewissermaßen eine Globalisierung vor der Globalisierung – bedeutete die politisch-territoriale Beherrschung der Welt und ging einher mit der Durchsetzung eines auf Europa zentrierten kapitalistischen Weltmarktes. Dazu gehörte auch der transatlantische Versklavungshandel mit Menschen.

Die koloniale Geschichte geht zurück bis zu den portugiesischen Entdeckungsfahrten entlang der afrikanischen Küsten unter Heinrich dem Seefahrer ab 1415 sowie der „Entdeckung“ Amerikas durch Christoph Kolumbus 1492. Auch aus den deutschsprachigen Gebieten – Deutschland gab es damals noch nicht – sind bereits vor dem 19. Jahrhundert Expansionsversuche nach Übersee bekannt, wenn diese auch meist erfolglos oder nur von kurzer Dauer waren. In der Chronologie an erster Stelle zu nennen ist die im Gefolge der spanisch-portugiesischen Conquista stehende Statthalterschaft der Welser im heutigen Venezuela im Jahr 1528, gefolgt von dem kurbrandenburgisch-preußischen Kolonisationsversuch an der westafrikanischen Goldküste (heute Ghana). Die 1683 gegründete Stützpunktkolonie „Großfriedrichsburg“ ging insbesondere wegen finanzieller Probleme schon 1717 wieder verloren. Von dort wurden etwa 20.000 Menschen als Sklaven auf brandenburgischen Schiffen in die „Neue Welt“ verschleppt.

Wiederbelebt wurden die deutschen Kolonialpläne erst ab den 1840er-Jahren; vorangebracht von einer sich formierenden Bewegung, die außer auf die althergebrachten wirtschaftlichen Argumente vor allem auf deutsche Auswanderer setzte, die in eigene Kolonien gelenkt werden sollten. Dass den Deutschen bei ihrem wahllosen kolo-

nialen Beutezug zu großen Teilen solche Gebiete zufielen, welche die anderen Kolonialmächte übriggelassen hatten, darüber machten sich die Zeitgenossen keine Illusionen. „Lächerlich bescheiden“ nannte etwa der berühmte Soziologe Max Weber den deutschen Kolonialerwerb. Auch die Bedeutung der Kolonialwirtschaft blieb nachrangig.

Weder als Lieferanten von Rohstoffen noch als Absatzmärkte spielten die deutschen Kolonien eine nennenswerte Rolle – obgleich einige Handelshäuser und Kolonialfinanziers horrend Profite einstreichen konnten. Für das Deutsche Reich überstiegen die Aufwendungen für die Kolonialverwaltung – und für die militärische Niederschlagung der großen Aufstände vor allem in Deutsch-Südwest- und Deutsch-Ostafrika – die Einnahmen aus Steuern und Zöllen. Der Historiker und Migrationsforscher Klaus J. Bade beschrieb die wirtschaftliche Bilanz der deutschen Kolonialherrschaft „im Lichte einer Privatisierung der Gewinne bei einer Sozialisierung der Verluste, die diese Gewinne ermöglichten“. Nicht zuletzt deshalb war das wirtschaftlich mäßig erfolgreiche Kolonialprojekt des Deutschen Reiches stärker als jene anderer Nationen am Prestigegedanken ausgerichtet.

## Die deutschen Kolonien

Im Einzelnen bestanden zwischen den deutschen Kolonien große Unterschiede. Das kleine Togo war vor allem eine Handelskolonie, Hauptausfuhrprodukte waren Palmöl und -kerne. Kamerun wies in seinen Küstengebieten Züge einer Plantagenkolonie auf. Im Westen und im südlichen Waldland fielen nach der Enteignung afrikanischen Besitzes und der Einrichtung von Reservaten weite Gebiete an Kautschuk und Kakao exportierende Kapitalgesellschaften, was – nicht nur dort – ein System brutaler Raubwirtschaft zur Folge hatte.

Deutsch-Südwestafrika entwickelte sich, obgleich wegen seiner Wüstengebiete als „Sandbüchse“ verspottet, zu einer Siedlungskolonie. Mehr als die Hälfte der 24.000 „Kolonialdeutschen“ – zum Vergleich: In die USA waren seit 1840 vier Millionen ausgewandert – lebten zum Beginn des Ersten Weltkriegs im heutigen Namibia. Die Farmbetriebe der „Südwest-Deutschen“ arbeiteten häufig unwirtschaftlich. Neben der Groß- und Kleinviehzucht wurden Erze und Mineralien gefördert. Die 1908 im Süden des Landes entdeckten Diamanten machten schließlich zwei Drittel der Einnahmen der Kolonie aus.



### Aus den Ruinen des Empires

Pankaj Mishra

Rabindranath Tagore, Jamal al-Din al-Afghani, Liang Qichao: Namen, die im Westen kaum jemand kennt, und die doch nicht weniger als Hegel und Humboldt die Welt geprägt haben. In seinem bereits 2013 erschienenen Buch gelingt dem indischen Autor Pankaj Mishra ein aus westlicher Sicht ganz neuer Blick: Er beschreibt die Weltgeschichte, seit Jahrhunderten aus Europa erzählt, aus der Perspektive Asiens. Ein Werk, das noch über Jahrzehnte lesenswert sein dürfte.

Fischer Verlag, Frankfurt a. M. 2013, 448 Seiten





Die Bagdad-Bahn im frühen 20. Jahrhundert (Quelle: Library of Congress)



## **Der lange Abschied von der weißen Dominanz**

*Charlotte Wiedemann*

Seit Jahrzehnten porträtiert die Journalistin Charlotte Wiedemann Menschen in postkolonialen Verhältnissen. Hier nimmt sie ihre eigene Geschichte zum Ausgangspunkt, um zu beschreiben, wie sich (nicht nur) Deutschland seit den 1950er-Jahren verändert hat: von einer Zeit, in der die Kinder Erika, Hildegard und Eberhard heißen, bis heute, wo es gilt „tätig und reflektiert“ Abschied zu nehmen von Privilegien und Vorherrschaft. Ein Buch in kurzen Kapiteln, die als Hashtags daher kommen, gut lesbar und beobachtet, zugleich tiefgründig und umfassend.

*dtv Verlag, München 2019, 288 Seiten*

Die flächenmäßig größte Kolonie war Deutsch-Ostafrika. Dort spielten sowohl wirtschaftliche als auch siedlungspolitische Aspekte eine Rolle, wobei Kolonialhandel und Plantagen – für Sisal, Baumwolle, Kaffee, Erdnüsse und Kopra – sich an der Küste und in Wirtschaftszentren wie dem Kilimandscharo-Gebiet konzentrierten. Um die „Arbeiterfrage“ zu lösen, aber auch um die wachsende Konkurrenz der einheimischen Produzenten zurückzudrängen, zwangen Kopf- und Hüttensteuern, unentgeltliche Tribut- und Fronarbeiten die Afrikaner:innen in den Dienst der Kolonialherren.

Zwei weitere Kolonien lagen in der Südsee und in China. In dem entlegenen Inselreich im Südpazifik waren vor allem Hamburger Handelshäuser tätig und importierten Kopra und Phosphate. Kiautschou an Chinas Ostküste war eine sogenannte Stützpunktkolonie, die vor allem strategischen Interessen diente. Eine formelle Herrschaft wurde dort nicht angestrebt. Das Deutsche Reich wollte Kiautschou bzw. das „Interessengebiet“ Shantung als Sprungbrett für den Ostasienhandel nutzen, also seine Herrschaft auf einen später so genannten „informellen Imperialismus“ beschränken. Wegen der enormen Investitionen in die Infrastruktur – Hafen, Straßen, Verwaltungsgebäude – war Kiautschou das teuerste der deutschen Kolonialprojekte.

Insgesamt muss der deutsche Kolonialismus, wie der europäische, als eine Gewalt- und Willkürherrschaft definiert werden. Diese ist charakterisiert durch Disziplinierung, Arbeitszwang (bzw. Zwangsarbeit) und Enteignung, selektiven Terror bis hin zu Massenmord und Vernichtung der einheimischen Bevölkerung in Kolonialkriegen. Die gewalttätigen Übergriffe gingen dabei nicht selten auf eigenmächtig handelnde Kolonialoffiziere und -beamte oder auf radikalisierte Siedler zurück. Ein besonders krasses Beispiel eines sich rassistisch gebärdenden Eroberertums ist mit dem Namen Carl Peters verbunden, dem „Begründer“ von Deutsch-Ostafrika. Vor Ort wurde der Mann, der nicht zuletzt aus privaten Motiven Afrikaner misshandelte und ermordete, „Mkono wa damu“ – der Mann mit den blutigen Händen – genannt. 1896 entließ ihn das Deutsche Reich aus dem Kolonialdienst.

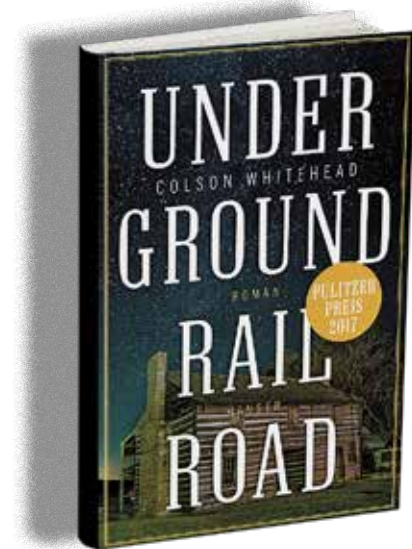
Die Reaktionen der einheimischen Gesellschaften auf die koloniale Fremdherrschaft der Deutschen umfassten eine große Bandbreite: von „Unbotmäßigkeiten“ und anhaltendem Widerstand oder Ausweichen bis zur Zusammenarbeit als „Mittelsmänner“ sowie als freiwillige

oder erzwungene Kollaborateure. Die Vorstellung von allmächtigen Kolonisatoren auf der einen und ohnmächtigen Kolonisierten auf der anderen Seite ist in unserem postkolonialen Zeitalter überholt.

Tatsächlich zeugen eine Reihe von Aufstandsbewegungen von dem Willen, das koloniale Joch abzuschütteln. In China lehnten sich die Menschen 1900/01 in dem „Boxeraufstand“ gegen die koloniale Besatzung (nicht nur durch die Deutschen) auf. Im Jahr 1904 begannen in Kamerun die Mpwamanku-Kriege sowie in Deutsch-Südwestafrika der Befreiungskampf der Herero und Nama. Von 1905 bis 1907 kämpften Menschen im heutigen Tansania (Deutsch-Ostafrika) im Maji-Maji-Krieg gegen die deutschen Besatzer, 1910/11 lehnten sich die Einwohner auf der Insel Ponape in der „Sokeh-Rebellion“ auf. Nicht nur in dem bis 1908 dauernden Deutsch-Herero- und Deutsch-Nama-Krieg schlug die deutsche Kolonialarmee den Widerstand der Menschen brutal nieder. In Deutsch-Südwestafrika führte das Deutsche Reich unter der Leitung des in den Kategorien des „Rassenkampfes“ denkenden Generals Lothar von Trotha einen regelrechten Vernichtungskrieg, der in einem Genozid endete. Zehntausende Herero und Nama, und auch Damara und San, verloren ihr Leben.

## Das Ende der Kolonialmacht

Nach der Niederlage im Ersten Weltkrieg musste das Deutsche Reich als Kolonialmacht abdanken; es wurde gewissermaßen zu einer postkolonialen Nation in einer weiterhin kolonialen Weltordnung. Der Vertrag von Versailles schrieb in Artikel 119 den Verzicht Deutschlands auf seine überseeischen Kolonien fest, die anschließend als Völkerbundmandate unter den Kriegsgegnern aufgeteilt wurden. Die Siegermächte begründeten dieses Vorgehen mit „Deutschlands Versagen auf dem Gebiete der kolonialen Zivilisation“, ein Vorwurf, der in der deutschen Bevölkerung Empörung auslöste und als „Kolonialschuld-lüge“ zurückgewiesen wurde. Auch nach dem Ende der deutschen Kolonialzeit als Realgeschichte blieb diese allerdings Gegenstand weitschweifender Fantasien und nostalgischer Verklärung. Angeführt wurde der Kampf für die „Wiedereinsetzung Deutschlands in seine kolonialen Rechte“ von der Deutschen Kolonialgesellschaft, die bereits vor dem Ersten Weltkrieg eine zentrale Rolle gespielt hatte. Trotz umfangreicher Propagandatätigkeit gelang es während der Weimarer Republik jedoch nicht, die „offene Kolonialfrage“ zu einem zentralen Thema zu machen.



## Underground Railroad

*Colson Whitehead*

Als im Süden der USA, anders als im Norden, noch Menschen versklavt werden, schleust ein landesweites Netzwerk Schwarze Menschen in die Freiheit. Der US-amerikanische Schriftsteller Colson Whitehead verlegt dieses Netz in den Untergrund. Er schafft einen Roman rund um die junge Cora auf ihrem Weg in die Freiheit, der großartig, aber nicht leicht zu lesen ist: Die Geschichte der Sklaverei, die er erzählt, lässt kaum ein grausames Detail aus. Größter Verdienst des Werks: Wer es liest, versteht auch den aktuellen Rassismus in den USA viel besser.

*Hanser Verlag, München 2017, 352 Seiten*



Nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten 1933 nahm die Kolonialbewegung einen neuen Aufschwung. Viele hofften, an die Großmachtpolitik der Zeit vor 1914 anknüpfen zu können. Obwohl die Forderung nach Kolonien im „Dritten Reich“ aufrechterhalten wurde, dachte eine Mehrheit innerhalb der NS-Führungsriege, allen voran Adolf Hitler, bei der Schaffung von neuem „Lebensraum“ zuallererst an eine Expansion nach Osteuropa; die Kolonialbewegung hatte weiterhin Afrika im Blickfeld. Diesem Kontinentalimperialismus der Nazis waren alle anderen Pläne nachgeordnet, wenn gleich zu keinem Zeitpunkt der Osten Europas der Endpunkt deutscher „Großraumpolitik“ sein sollte. Von Hitler stammt die Aussage, Deutschlands „Indien“ liege im „Osten“. Die hochtrabenden Pläne von der Rückgewinnung der Kolonien wie der Errichtung eines deutschen Kolonialreichs in Mittelfrika endeten im Februar 1943. Infolge der Rückschläge an allen Kriegsfrenten wurden sämtliche kolonialpolitischen Tätigkeiten auf Weisung Hitlers eingestellt.

Nach 1945 verblasste die Erinnerung an die Kolonien. Bis vor einigen Jahren nahm die breite Öffentlichkeit wie auch die Wissenschaft die deutsche Kolonialgeschichte nur am Rande zur Kenntnis. Als ursächlich dafür wird meist auf folgende Gründe verwiesen: die recht kurze Dauer der deutschen Kolonialperiode; die Vorrangigkeit der Geschichte des Nationalsozialismus und des Holocausts in der Erinnerungspolitik; eine nur vergleichsweise kleine afrodeutsche Community. Auch die ab den 1960er-Jahren entstehende antiimperialistische „Dritte-Welt“-Bewegung arbeitete, trotz ihrer Identifikation mit den „Verdammten dieser Erde“ (Frantz Fanon, s. Seite 18) den deutschen Kolonialismus und seine Langzeitfolgen kaum auf.

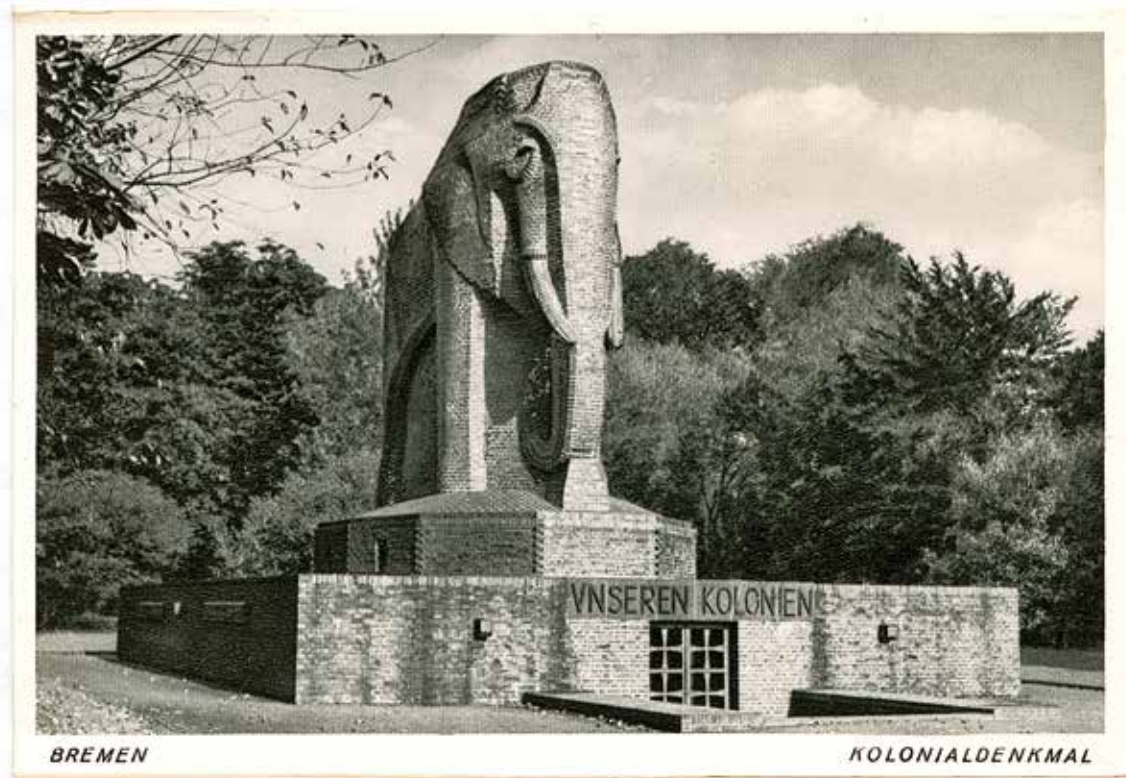
## Kolonialkritische Aufarbeitung

Auch heute ist zuweilen zu hören, Deutschland sei eine „unbelastete“ Kolonialmacht. Allerdings nahm die Aufarbeitung der deutschen Kolonialgeschichte zuletzt erheblichen Aufschwung. Auch eurozentristische Perspektiven werden zunehmend überwunden, verstärkt geraten die vormaligen kolonisierten Gesellschaften in den Blick. In jüngster Zeit gewinnt die koloniale Metropolenforschung an Bedeutung, welche die Auswirkungen der kolonialen Erfahrung auch in den kolonisierenden Gesellschaften untersucht. Unter

den neuen Ansätzen zeigt unter anderem das Konzept der „geteilten Geschichte(n)“ innovative Wege auf, um die Epoche des Kolonialismus als Verflechtungs- oder Globalgeschichte neu aufzuarbeiten. Damit gemeint sind transnationale Herangehensweisen, die den Austausch zwischen den ehemals kolonisierenden Mächten und den kolonisierten Völkern in den Blick nehmen: Transferprozesse fanden eben nicht nur von kolonisierenden Ländern in kolonisierte statt, sondern auch von den Kolonien in die Mutterländer.

Wichtige Ansätze für eine Aufarbeitung der Vergangenheit kamen in den vergangenen Jahren aus den Postkolonialismusstudien und der Zivilgesellschaft, etwa von Schwarzen und weißen Aktivist:innen, die sich für eine Umbenennung von kolonialen Straßennamen einsetzen (s. Seite 37). Auch die Umwidmung von Kolonialdenkmälern wurde meist von zivilgesellschaftlichen und diasporischen Gruppierungen angestoßen, etwa in Hannover (1988), Bremen (1990), Nürnberg (1998), Düsseldorf (2004), Braunschweig (2005), Wilhelmshaven (2005), Göttingen (2006/2007) oder Berlin (2009). Den Initiator:innen ist ein Anliegen, die bisher vergessenen Opfer unter den kolonisierten Völkern mit in das Gedenken einzuschließen. „Nationale Stolzstrukturen“ würden durch „nationale Schamstrukturen“ abgelöst – so beschreibt die Historikerin Susanne Grindel diesen Perspektivwechsel, der die Kolonialgeschichte als eine für die weißen Europäer mit Schuld besetzte Vergangenheit erscheinen lässt.

Den Aktivist:innen geht es um mehr als nur um eine Dekolonisation des öffentlichen Raumes. Vielerorts wird kolonialkritische Gedächtnispflege mit bürgerschaftlichem Engagement für eine offene Gesellschaft und Toleranz verknüpft. Es müsse ein „Zusammenhang zwischen kolonialer Geschichte und den aktuellen Debatten um Rassismus, globale Ungleichheit und den Umgang mit ‚Anderen‘“ herausgestellt werden, so formuliert es die Initiative Leipzig Postkolonial. Mit der Frage der Gestaltung einer kosmopolitisch und integrativ geprägten Erinnerungskultur, die den Realitäten einer Einwanderungsgesellschaft gerecht wird, sind also auch politisch brisante Themen verbunden. Völkisch-rassistische Denkmuster sollen aufgebrochen, die Völkerverständigung befördert und die Demokratie gestärkt werden. Im Zuge der #BlackLivesMatter-Bewegung erhielt die dekoloniale Erinnerungspolitik 2020 einen neuen Schub.



**Ko-lo-ni-a-lis-mus** ist...

*erstens* ein Herrschaftsverhältnis über ein fremdes Territorium. Der Kolonialismus-Begriff ist von dem Begriff des Imperialismus zu differenzieren, der auch informelle Ansprüche auf andere Gebiete umfasst.

*zweitens* eine Fremdherrschaft, bei der sich die kolonisierenden und kolonisierten Gesellschaften kulturell und sozial sehr stark unterscheiden.

*drittens*, wenn die Kolonialherren von ihrer eigenen kulturellen und technischen Höherwertigkeit überzeugt sind. In der Neuzeit verbinden sich damit in der Regel sendungsideologische Rechtfertigungsdoktrinen, die auf einem rassistischen Weltbild gründen.

*Nach Jürgen Osterhammel:*

*Kolonialismus. Geschichte, Formen, Folgen.*

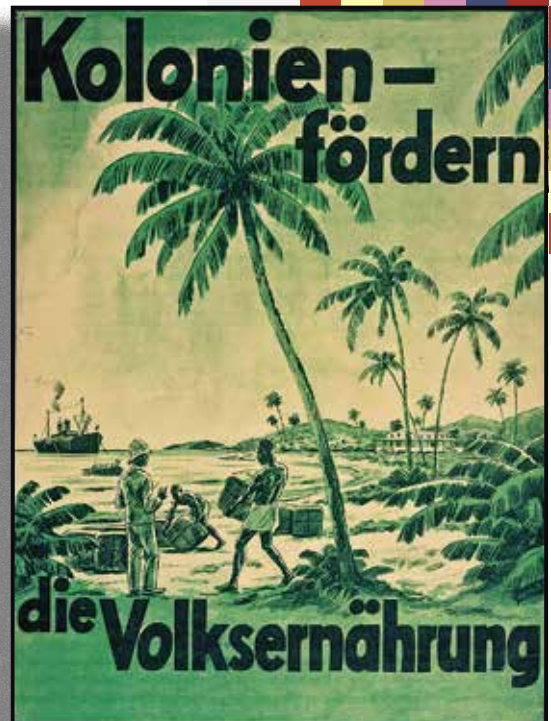
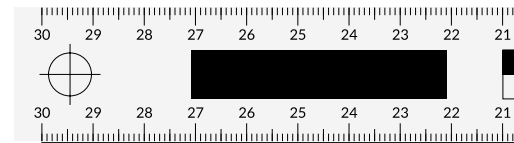
Im Herbst 2021 eröffnete in Berlin mit dem Humboldt Forum der bundesweit wichtigste postkoloniale Erinnerungsort. Die Gesamtkonzeption stößt weiterhin auf Kritik: Das nach den Gebrüdern Wilhelm und Alexander von Humboldt benannte Forum verharre im kolonialen Blick auf Objekte, bei denen es sich in vielen Fällen um Raubgut handle. Rückgabegesuche der Herkunftsländer liegen teils seit Jahrzehnten auf dem Tisch, darunter zu den Kultmasken der Kogi (Kolumbien), den Benin-Bronzen (Nigeria) und dem Thron des Königs Njoya (Kamerun). Rückgabeforderungen gibt es auch bezüglich der berühmten Büste der Nofretete (Ägypten), eine der Hauptattraktionen des Ägyptischen Museums auf der Berliner Museumsinsel, und dem Tangué (Kamerun) im Münchner Museum Fünf Kontinente (mehr zu Restitution und Provenienz s. Seite 40).

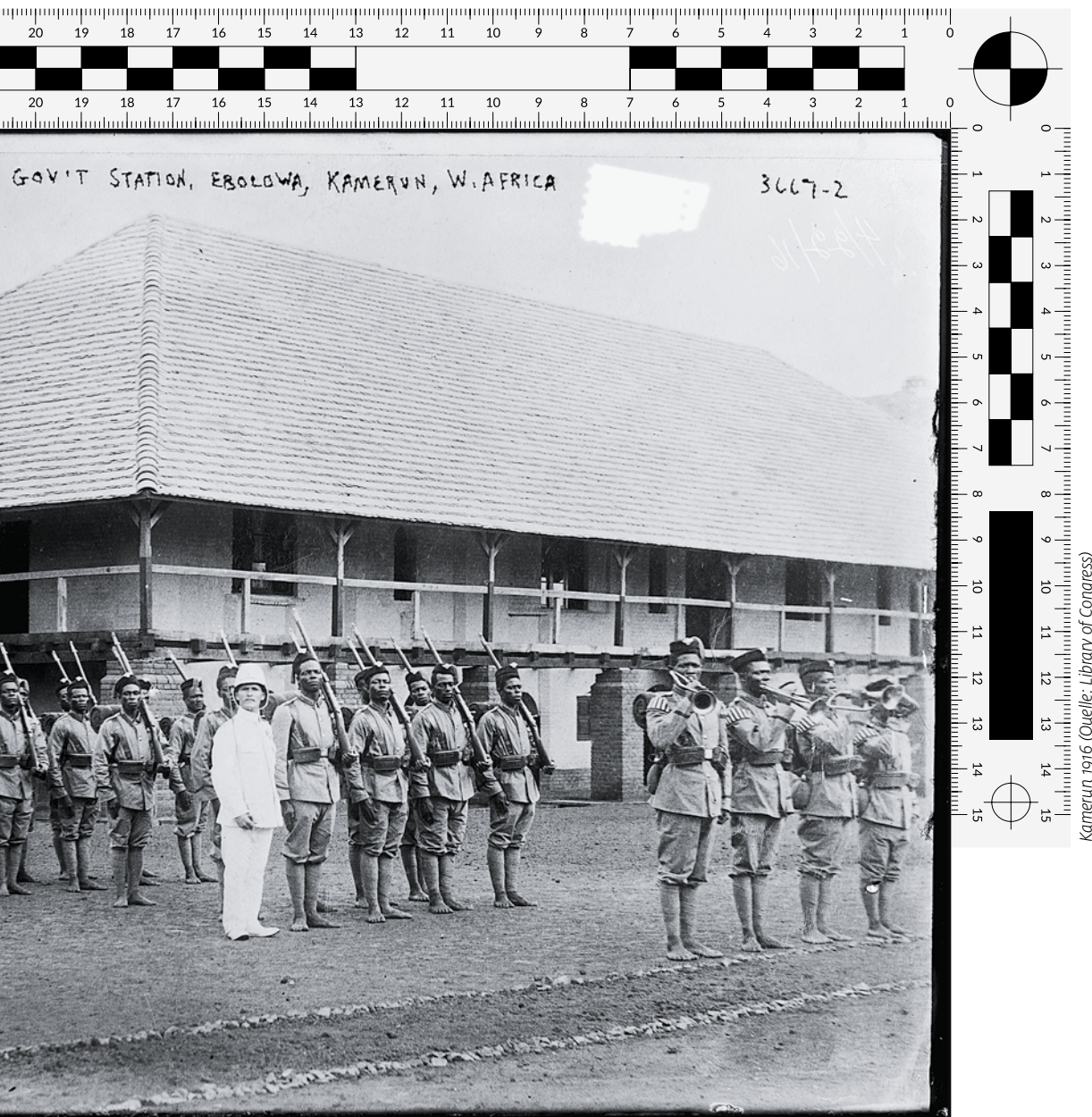
Die Restitutionsdebatte bezieht sich jedoch nicht nur auf Kunst- und Kulturobjekte. Auch die Rückgabe menschlicher Schädel nach Namibia in den Jahren 2011, 2014 und 2018 trug entscheidend dazu bei, das Bewusstsein für dieses Kapitel der Kolonialgeschichte in der Öffentlichkeit und der Politik zu schärfen. Die Gebeine wurden vor mehr als 100 Jahren aus Deutsch-Südwestafrika geraubt und ins Kaiserreich verschickt, um der „rassenanthropologischen“ Forschung zu dienen. Abgesehen von den Repatriierungen der „Human Remains“ wird auch um Objekte aus naturkundlichen Sammlungen wie dem zum Berliner Naturkundemuseum gehörenden Brachiosaurus gestritten. Das größte in einem Museum aufgebaute Dinosaurier-Skelett der Welt stammt aus dem heutigen Tansania.

## Deutsch-namibisches Abkommen

Zunehmend kommt auch auf Bundes- und Länderebene einiges in Bewegung. So hielt der Koalitionsvertrag der von 2018 bis 2021 regierenden CDU/CSU-SPD-Koalition erstmals fest, zum „demokratischen Grundkonsens“ gehöre neben der „Aufarbeitung der NS-Terrorherrschaft und der SED-Diktatur“ die Aufarbeitung der „deutschen Kolonialgeschichte“.

Zudem wurde die Debatte von dem deutsch-namibischen „Versöhnungsabkommen“ geprägt, auf das sich die Regierungen beider Länder in Windhoek und Berlin im Frühsommer 2021 verständigten. Der von





## Dein ist das Reich

Katharina Döbler

Katharina Döblers Großeltern waren Menschen, die man in Deutschland (zu) lange als selbstlose Zivilisatoren pries: Christliche Missionare, die nach „Kaiser-Wilhelmsland“, heute Papua-Neuguinea ausziehen, um Glauben und Bildung zu exportieren. Ihre Enkelin, Redakteurin der deutschen Ausgabe der Zeitung *Le Monde Diplomatique* nimmt die Recherche nach den Spuren ihrer Familie zum Anlass für einen Roman. Nun ist es ein ebenso mutiges wie riskantes Unterfangen, sich dem Thema Kolonialismus als Angehörige einer Kolonisatoren-Familie zu widmen. In diesem Fall aber ein geglücktes.

*Classen Verlag, Berlin 2021, 480 Seiten*



1904 bis 1908 andauernde Kolonialkrieg hat bis heute Folgen für die Herero (auch Ovaherero genannt) und Nama, aber auch für die Gemeinschaften der Damara und San. In Namibia – und nicht nur dort – ist die koloniale Fremdherrschaft bis heute ein nationales Trauma, das noch lange brauchen wird, bis es heilen kann. „Die Vergangenheit ist nicht tot, sie ist nicht einmal vergangen“ – der viel zitierte Satz von William Faulkner behält seine Gültigkeit.

Nachdem sich über Jahrzehnte alle Bundesregierungen aus Sorge vor möglichen Reparationsforderungen weigerten, eine Entschuldigung auszusprechen, erklärte die Große Koalition 2015 erstmals offiziell, der Vernichtungskrieg der kaiserlichen „Schutztruppe“ im heutigen Namibia komme einem Völkermord gleich. Allerdings verhinderte die Bundesregierung mit der Formulierung, dass die UN-Genozidkonvention von 1948 angewandt werden kann; sie erklärte, die Konvention diene als „nicht-rechtliche Einschätzung eines historischen Ereignisses als Völkermord“. Herero- und Nama-Verbände hatten bereits früh deutlich gemacht, eine solche „billige“ Entschuldigung nicht akzeptieren zu wollen, und reichten 2017 vor einem US-Gericht eine Sammelklage gegen die Bundesregierung ein. Diese wurde 2019 abgewiesen.

## Kritik an dem Abkommen

Auf staatlicher Seite folgte 2015 auf das „Eingeständnis“ des Straftatbestandes des Völkermords die Aufnahme bilateraler Verhandlungen zwischen zwei Sonderbeauftragten der deutschen und namibischen Regierung. Das erklärte Ziel war es, eine geeignete Form der Völkerverständigung und Aussöhnung auszuhandeln. In neun Runden wurde die Form einer Bitte um Entschuldigung ausgearbeitet – allerdings ohne maßgebliche Vertretungen der Nachfahren der am meisten betroffenen Bevölkerungsgruppen, die an den Verhandlungen nicht beteiligt wurden. Eine aus diesem Grund eingereichte Klage gegen die deutsche Regierung in den USA wurde 2021 abschlägig beschieden.

Das Ergebnis der Verhandlungen entspricht eher den Interessen der deutschen Regierung. Ausdrücklich wird darauf verwiesen, die damaligen Gewaltakte gälten lediglich in „heutiger Perspektive“ als Völkermord.

Auch der Begriff „Reparationen“ wurde vermieden. Die vereinbarten materiellen Hilfen in Höhe von 1,1 Milliarden Euro bezeichnet das deutsche Außenministerium als „Geste der Anerkennung“. Der Betrag soll über 30 Jahre ausgezahlt und für Entwicklungsprojekte in jenen Regionen verwendet werden, in denen die Nachfahren der vom Vernichtungskrieg betroffenen Menschen leben.

Seit die Verhandlungen für abgeschlossen erklärt wurden, wird scharfe Kritik daran laut. Das gilt zum einen für den – etwa im Vergleich zu den Baukosten eines neuen Flughafens in Berlin von sieben Milliarden Euro – niedrigen Betrag. Weiterhin bestehen die Nachfahren der Opfer zudem auf Reparationen und lehnen „freiwillige Zahlungen“ ab. Selbst die wenigen Vertreter:innen der Herero und Nama, die an den Verhandlungen beteiligt waren, äußerten ihre Ablehnung. Und obwohl Namibias Vize-Präsident Nangolo Mbumba und die Premierministerin Saara Kuugongelwa-Amadhila zähneknirschend für die Annahme des Pakets plädierten, hielten auch sie mit ihrer Kritik etwa an dem viel zu niedrigen Geldbetrag nicht hinterm Berg.

Im Herbst 2021 steht die Ratifizierung des bisher nur paraphrasierten Abkommens weiter aus. Eine Reise des Außenministers wurde Covid-19-bedingt verschoben. Zugleich wütete die Pandemie in Namibia so heftig, dass sich mehrere Mitglieder von Regierung und Parlament infizierten. Als wäre dies nicht dramatisch genug, meldete die Presse auch noch den durch eine Corona-Infektion verursachten Tod des Herero-Chiefs Vekuii Rukoro, der als Anführer erbitterten Widerstand gegen das „Versöhnungsabkommen“ angekündigt hatte.

Ob das umstrittene Abkommen bis zum Erscheinen dieses Hefts zum Abschluss gebracht werden konnte, wird sich zeigen. Nach der Ratifizierung will der deutsche Bundespräsident vor dem namibischen Parlament offiziell um Entschuldigung bitten. Auch das wird damit an einem Ort stattfinden, an dem die Mehrheit der Herero, Nama, Damara und San nicht direkt vertreten ist. Versöhnung aber kann es nicht zwischen Regierungen geben, sondern nur zwischen Menschen. Bis zur Völkerverständigung zwischen Namibia und der ehemaligen Kolonialmacht Deutschland wird es noch ein weiter Weg sein.

● Joachim Zeller



Die Familie des Herero-Vertreters Uruanaani Scara Matundu floh einst vor den Deutschen nach Botsuana. Im Jahr 2017 protestiert er mit Fotos seiner Vorfahren in Windhoek  
©picture alliance / Gioia Forster



**SIMÓN BOLÍVAR**

In Südamerika hat noch heute fast jede Stadt einen „Plaza de Armas“, einen zentralen Platz, angelegt von den spanischen Kolonisatoren. Keiner Figur begegnet man dort so häufig wie Simón Bolívar. Der bekannteste Unabhängigkeitskämpfer des Kontinents steht auf ungezählten Statuen, mit Bolivien ist ein ganzes Land nach ihm benannt. Geboren wird er am 24. April 1783 in Venezuela, in eine Familie, die sich leisten kann, ihn für mehrere Jahre nach Spanien zu schicken. Auch Frankreich besucht Bolívar; Napoleon begeistert ihn. Zurück in Venezuela schließt er sich im frühen 19. Jahrhundert der jungen Unabhängigkeitsbewegung an. Hilfe organisiert er unter anderem in Haiti, wo nur kurz zuvor die französische Kolonialmacht vertrieben wurde.

Nach der Schlacht von Carabobo, nahe der heutigen Hauptstadt Caracas, wird Venezuela 1811 unabhängig. Zehn Jahre später gelingt unter Bolívars Führung die Gründung der Republik Großkolumbien, bestehend aus den heutigen Staaten Panama, Venezuela, Kolumbien, Ecuador, Teilen von Peru und Guyana. Als Präsident unterstützt Bolívar den Unabhängigkeitskampf in Chile und Argentinien. 1826 verlässt der letzte spanische Besatzer den Süden Amerikas. Was scheitert, ist seine Vision von Groß-Kolumbien. Die meisten Menschen wollen nicht in einem Staatenverbund leben, sondern in einem eigenen Land. Nach einem Attentat, das er überlebt, steht Bolívar kurz vor dem Gang ins Exil, stirbt aber noch zuvor 1830 an Tuberkulose. Sein Heldenstatus wird ihn noch lange überleben.



**ALICE  
SEELEY-HARRIS**

Bilder wirken. Heute überrascht das niemanden mehr. Doch als Alice Seeley-Harris 1897 als Englischlehrerin einer Missionsschule in den Kongo zieht, kennt die Welt all die Kriegsphotografen des 20. Jahrhunderts noch nicht. Die junge Engländerin will mit ihrer Kamera eigentlich den Alltag in einer Mission festhalten. Als sie erlebt, wie brutal die Menschen unterdrückt werden, die sich gleichsam im Privatbesitz des belgischen Königs Leopold II. befinden, schreibt sie mit ihren Fotos Geschichte.

Der Reifen ist gerade erfunden. Mit Kautschuk, den es im tropischen Regenwald reichlich gibt, lässt sich viel Geld verdienen. Um Boden wie Menschen möglichst gewinnbringend auszubeuten, hat die Internationale Kongo-Gesellschaft – Alleinbesitzer: König Leopold II. – ein gewalttätiges Zwangsarbeiter-Regime etabliert: Wer seine Lieferquoten nicht erfüllt, dem werden Hände abgehackt. Frauen werden zur Bestrafung ihrer Ehemänner umgebracht. Immer wieder drückt die britische Missionarin auf den Auslöser.

Die Bilder sind nicht nur ein klares Statement gegen den Mythos, Kolonisierung sei ein Dienst an Menschlichkeit und Entwicklung. Sie sorgen auch mit dafür, dass König Leopold II. den Kongo 1908 an den belgischen Staat übergibt. Seeley-Harris' Bilderserie ist eine der ersten Dokumentationen von Menschenrechtsverletzungen überhaupt. Im Jahr 1970, kurz vor ihrem 100. Geburtstag (und ihrem Tod), interviewt die BBC die Fotografin ein letztes Mal, die Rubrik: Women of our time.

# ACHILLE MBEMBE



Über Jahrzehnte ist Achille Mbembe vor allem als brillanter Denker bekannt. Wie vielleicht kein anderer im 21. Jahrhundert verknüpft der politische Philosoph Ungleichwertigkeitsideologien mit Weltwirtschaft. Rassismus als Fundament von Kapitalismus und Globalisierung – in Zeiten, in denen radikale Kritik nicht en vogue ist, wirken Bücher, die „Postkolonie“ oder „Kritik der schwarzen Vernunft“ heißen, erfrischend. Insbesondere gilt das, weil der 1957 in Kamerun geborene und in Südafrika Lehrende und Forschende Unterdrückte anderer Hautfarben mitdenkt: Lohnsklaven und Geflüchtete zum Beispiel. Seit den 1990er-Jahren wird Mbembe zu einem der weltweit wichtigsten Theoretiker des Postkolonialismus. Auch in Deutschland wird er vielfach ausgezeichnet.

Seit einigen Jahren steht der Philosoph auch im Zentrum der „Causa Mbembe“ – und damit einer Debatte, die über seine Person weit hinausreicht. Im März 2020 fordert ein FDP-Abgeordneter im nordrhein-westfälischen Landtag, ihn

als Eröffnungsdredner der Ruhrtriennale auszuladen. Der Antisemitismusbeauftragte der Bundesregierung und andere schließen sich der Kritik an. Vorgeworfen wird Mbembe vor allem eine Unterschrift unter einen Aufruf der antiisraelischen Boykottbewegung BDS, die Kritiker:innen als antisemitisch gilt, sowie eine Gleichsetzung der Politik Israels gegenüber den Palästinensern mit der Apartheid in Südafrika.

Letzteres steht beispielhaft für einen Streit, der seit einigen Jahren den Postkolonialismus-Diskurs insgesamt prägt: Lässt sich von kolonialer Unterdrückung, dem Massenmord an Herero und Nama, eine Linie zu Konzentrationslagern und Massenvernichtung im „Dritten Reich“ ziehen? Oder sind der Holocaust, die deutsche Verantwortung für die Shoah, so singulär, dass sich ein solcher Vergleich verbietet? Bevor eine Entscheidung über Mbembes Auftritt bei der Ruhrtriennale fällt, wird diese abgesagt – pandemiebedingt.

## Rassismuskritischer Leitfaden

Elina Marmer (Hrsg.)

„Rassismuskritischer Leitfaden zur Reflexion bestehender und Erstellung neuer didaktischer Lehr- und Lernmaterialien für die schulische und außerschulische Bildungsarbeit zu Schwarzsein, Afrika und afrikanischer Diaspora“. Der – zugeben: lange – Titel sagt eigentlich alles. Der von einem Autor\*innenkollektiv erstellte Leitfaden hilft, Lehrmaterialien zu überprüfen (oder zu schreiben): Inhalte werden ebenso unter die Lupe genommen wie der Umgang mit Bildern, Quellen und Sprache und Methoden.

*Projekt Lern- und Erinnerungsort Afrikanisches Viertel (Leo) beim Amt für Weiterbildung und Kultur des Bezirksamtes Mitte von Berlin und Elina Marmer (Hrsg.), Hamburg-Berlin 2015, 67 Seiten.*

Download unter [www.elina-marmer.com](http://www.elina-marmer.com)







# MNYAKA SURURU MBORO

**Mnyaka Sururu Mboro** wurde 1951 in Tansania am Fuße des Kilimandscharo geboren – unter britischer Mandats Herrschaft. Diese hatte 1918 die deutsche Kolonialherrschaft abgelöst, unabhängig wurde das ostafrikanische Land 1961. Mboro ist einer der Gründer des Vereins Berlin Postkolonial, der sich für eine Aufarbeitung der deutschen Kolonialzeit einsetzt, und auch aktiv im Bündnis No Humboldt 21. Zudem bietet er dekoloniale Stadtpaziergänge im Afrikanischen Viertel in Wedding sowie rund um die M\*-Straße in Mitte. Das Gespräch führte Susanne Memarnia – in einer längeren Version – für die tageszeitung (taz).

*Herr Mboro, mit welchem Namen rufen Sie Ihre Freunde?*

Mboro. In Tansania ruft man sich eigentlich nur mit dem Familiennamen. Vielleicht fragt man dann: Welcher Mboro? Dann kommt man ins Gespräch. Man fragt nach dem Ort, Verwandten und so weiter. Meine Geschwister heißen ja auch Mboro. Allerdings lieben sie es, ihre christlichen Vornamen zu benutzen. Ich habe meine schon 1968 abgelegt

*Warum?*

Es sind fürchterliche Namen. Ludwig Johann!

*Wer hat sie so genannt, Ihre Eltern?*

Natürlich nicht. Ich bin ja noch in der Kolonialzeit geboren. Mein Dorf am Fuß des Kilimandscharo war katholisch, die Kolonialherren hatten die Dörfer entlang der Flussgrenzen eingeteilt: eins katholisch, das nächste evangelisch. Man durfte nicht mal heiraten über die Grenzen hinweg! Wer sich nicht taufen lassen wollte, wurde ausgestoßen aus der Gemeinschaft und – das war das Schlimmste – dessen Kinder durften nicht in die Schule gehen. Es gab ja nur die Missionsschulen. An meinem 8. Lebensstag wurde ich also getauft. Der Priester im Dorf war Franzose und hieß Ludwig, Johann war der Taufname von meinem Vater. Er war Lehrer in der Missionsschule.

*Wie kamen Sie nach Berlin?*

Ich habe Bauingenieur in Tansania und Kenia studiert. Damals war Tansania gerade unabhängig, alles war abhängig von Entwicklungshilfe, die Europäer haben Schulen und Hochschulen gebaut und Lehrer gestellt. Ich gehörte zur ersten Generation afrikanischer Ingenieure. Eigentlich hätte ich nach dem Abschluss lieber bei der State Mining Company gearbeitet und eine Menge Geld verdient. Aber ich musste erst mal Lehrer werden, mein kostenloses Studium abarbeiten. Dann hat die BRD angefangen, eine technische Hochschule in Aruscha aufzubauen, das ist in der Nähe meines Heimatorts, und ich sollte dabei helfen. Aber ich wurde den Deutschen zu unbequem, habe viel Ärger gemacht. Zum Beispiel weil für die europäischen Lehrer Häuser mit Swimmingpools gebaut wurden, anders als für die afrikanischen. Da haben sie mich nach Deutschland geschickt, um einen Master zu machen.

*Die wollten Sie loswerden?*

Ja. So kam ich 1978 nach Mannheim. Wir waren dort 158 Lehrer aus der sogenannten Dritten Welt, aus Afrika, Asien, Lateinamerika. Aber die Gegend war mir zu rassistisch. Wenn ich zum Beispiel durch Heidelberg gelaufen bin, haben mir die Kinder „Sklave“ hinterhergerufen – damals lief gerade die Serie „Roots“ im Fernsehen. Auch hatten viele etwas gegen Schwarze, sie haben uns für US-Soldaten gehalten, die hatten einen sehr schlechten Ruf. Und weil ich immer wieder in Westberlin gewesen war zu Seminaren und mir das ganz gut gefiel, bin ich dann hierhergekommen.

*Was gefiel Ihnen an Berlin?*

Zunächst vor allem, dass ich hier Afrikaner kennengelernt habe, die meisten Studenten oder Akademiker, viele Kommunisten darunter. Das war anders als heute, wo die meisten Afrikaner, die kommen, mittellose Flüchtlinge sind. Ich fühlte mich wohl, fand ein Studentenzimmer, es gab sogar eine afrikanische Disko damals in Westberlin.

*Sie haben dann bald begonnen, sich für Straßenumbenennungen und dekoloniale Erinnerungsprojekte einzusetzen. Wie kam das?*

Der Kolonialismus und seine Folgen haben mich, wie gesagt, von Geburt an begleitet. Außerdem hat meine Oma mir viel von der deutschen Kolonialzeit erzählt, zum Beispiel vom Kampf von Mangi Meli gegen die Deutschen. Er war ein Fürst aus unserer Gegend, 1900 wurde er zusammen mit 16 anderen gehängt. Er wurde enthauptet, sein Kopf wurde für rassistische Forschungen nach Berlin gebracht. Als ich meiner Oma erzählte, dass ich nach Deutschland gehe, war sie überglücklich: Sie dachte, ich gehe, um Mangi Melis Kopf nach Hause zu holen.

*Stimmt es, dass Sie immer noch danach suchen?*

Ja, leider habe ich ihn noch nicht gefunden. Ich habe meiner Oma versprochen, ihn zurückzubringen, sie war für mich der beste Mensch der Welt. Aber natürlich geht es nicht nur um ihn: Es gibt ja Tausende Köpfe und menschliche Überreste in den Depots der Museen hier. Die allermeisten Menschen in meiner Heimat sind überzeugt, dass die Toten zurückgebracht und zu Hause beerdigt werden müssen.

*Das ist auch hier nicht mehr umstritten. Sogar die Stiftung Preußischer Kulturbesitz (SPK), der mehrere Berliner Schädel Sammlungen gehören, will Rückgaben menschlicher Überreste.*

Sie sagen das, aber passiert ist – Stand Ende 2021 – bisher fast nichts. Als wir vom Tansania-Netzwerk vor einigen Jahren anfragten, haben sie sogar erst mal gesagt, sie hätten gar keine Gebeine aus Tansania.

**„Der Kolonialismus und seine Folgen haben mich von Geburt an begleitet.“**

*Das war gelogen?*

Natürlich! Ich wusste das, weil im Jahr 2000 die Nachkommen von Mangi Meli zwei deutsche Wissenschaftler beauftragt hatten, in Berlin nach ihm zu suchen. Und die haben in der Virchow-Sammlung der Charité sogar 70 bis 80 Köpfe aus Tansania gefunden. Trotzdem hat die SPK zunächst anderes behauptet. Aber irgendwann mussten sie es zugeben, sogar dass sie insgesamt über 8.000 menschliche Überreste aus der ganzen Welt haben. Wir haben einfach zu viel Druck gemacht! So hat die SPK dann auch zugestimmt, eine Provenienzforschung zu starten. Sie haben rund 1.200 Köpfe erforscht aus Ostafrika. Ergebnis: 900 sind aus Ruanda, 300 aus Tansania.

*Ein Punkt, wo Sie erfolgreich waren, sind Straßenumbenennungen. Nach Jahren der Proteste soll nun die M\*-Straße umbenannt werden. Manchen weißen Berliner\*innen geht das zu weit, sie sagen, M\* sei gar kein rassistischer Begriff. Was erwidern Sie?*

Das M\*-Wort ist rassistisch, ähnlich wie das N\*-Wort. Die M\* waren Sklaven, die im 17. und 18. Jahrhundert nach Berlin gebracht wurden. Der Große Kurfürst war seit 1683 im Sklavenhandel mit Ghana engagiert, über 20.000 Sklaven hat er in die Karibik und die USA bringen lassen. Manche könnten auch nach Berlin gekommen sein. Die Sklaven wurden in der Nähe der M\*-Straße untergebracht und als Diener ausgebildet für die reichen Leute. Auch die Konnotation des Wortes ist eindeutig: faul, störrisch, ungläubig. Die Mauren und damit die „Mohren“ waren ja auch die Ungläubigen. Es gibt keine positive Bedeutung.

*Dennoch sagen nicht wenige Weiße: Auch das gehört zu unserer Geschichte, die M\*-Straße ist Teil davon, das soll man nicht tilgen.*

Dann sage ich: Wir machen die Geschichte mit unserer Umbenennung erst lebendig. Die Bedeutung und Herkunft des Wortes kennt doch niemand, der an der M\*-Straße vorbeigeht und das Wort auf dem U-Bahn- oder Straßenschild liest. Aber wir werden darüber informieren, wir machen eine große Tafel, in zwei oder drei Sprachen, zum M\*-Wort und zum neuen Namensgeber Anton Wilhelm Amo. Den haben wir nicht nur ausgewählt, weil er Anfang des 18. Jahrhunderts der erste Schwarze Studierende in Europa war. Er war auch ein Sklave, als er mit drei bis fünf Jahren hierher kam aus Ghana und dieser Herzog-Familie in Braunschweig geschenkt wurde.

*Er wurde ein Haus-M\*?*

Ja. Aber die Familie hat ihn auch zur Schule geschickt und zum Studium, er wurde Philosoph und Jurist, unterrichtete in Wittenberg. Aber er hat gelitten unter dem Rassismus damals, auch von seinen Kollegen, und ist zurückgegangen nach Ghana. All das wird auf der Tafel erklärt werden. Wer das liest, wird dieses Wort nicht länger verharmlosen können. Es ist ein furchtbares Wort, schlimmer als eine Beleidigung. Ich weiß nicht, warum es so schwierig ist, das zu verstehen.

● Susanne Memarnia

**zurück  
looking geschaut  
back**

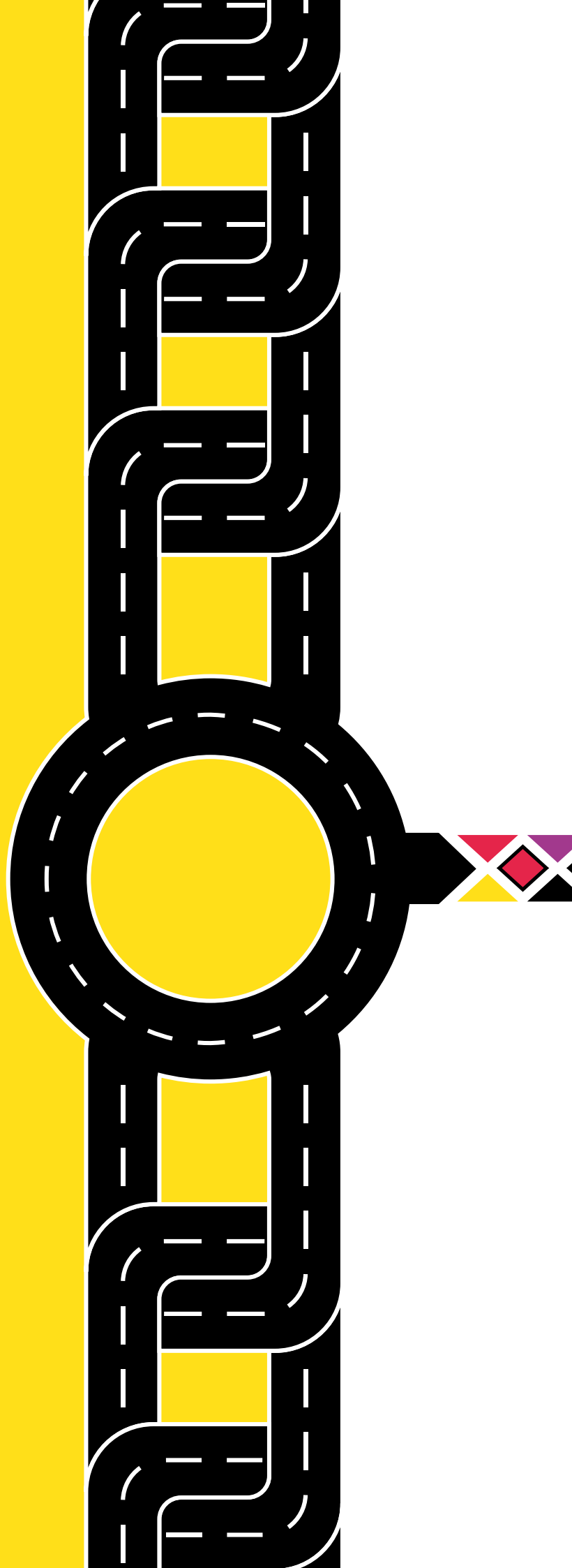
Berlin Postkolonial ist einer der Veranstalter der Dauerausstellung „zurückgeschaut | looking back“, die sich den Nachwirkungen der Ersten Deutschen Kolonialausstellung widmet. 1896 wurden im Treptower Park Kinder, Frauen und Männer aus Afrika und Ozeanien zur Schau gestellt wurden. Die Ausstellung macht ihre Biografien und ihren Widerstand sichtbar (Museum Treptow, Sterndamm 102, Eintritt frei).

## Hinterfragt den öffentlichen Raum!

Wenn man mich fragt, welches Ereignis aus dem Geschichtsunterricht mir besonders in Erinnerung geblieben ist, fällt mir sofort der Völkermord an den Herero und Nama ein. Ich erinnere mich gut an den Geschichtskurs, der gegen Ende der Oberstufe immer mehr schrumpfte, bis wir nur noch um die zehn Leute waren. So wurde es besonders persönlich; beinahe ungehemmt – aber natürlich im akzeptablen Rahmen – konnten wir uns austauschen. Doch wieso hat sich ausgerechnet der Völkermord an den Herero und Nama in mein Gedächtnis gebrannt?

Weil ich einen persönlichen Bezug dazu habe. Die Geschichte einer unterdrückten Gruppe, in der Wüste ausgesetzt, wo sie Qualen erleiden, verdursteten und sterben mussten, kam mir bekannt vor. Ein ähnliches Ereignis widerfuhr im 7. Jahrhundert dem Enkelsohn des Propheten Muhammad, sein Name war Hussein. Mit seiner Familie und Gefährten wurde er in die Wüste Karbala im heutigen Irak getrieben, weil er sich weigerte, einem tyrannischen Herrscher den Treueeid zu schwören. Als schiitische Muslimin sah ich zwischen dem Völkermord und der Tragödie Karbalas eine Verbindung.

Eine gute Möglichkeit, Geschichte greifbar zu machen, ist auch der Umgang mit Denkmälern in der Umgebung. Wenn man Schüler\*innen die Freiheit gibt, den öffentlichen Raum zu hinterfragen, erkennen sie vielleicht, wo Spuren von Kolonialismus, Nationalsozialismus und Gräueltaten enthalten sind. Ein gutes Beispiel in meiner Nähe ist der Porscheplatz in Essen, der nach einem Mann – Ferdinand Porsche – benannt ist, der tausende Zwangsarbeiter beschäftigte und sowohl SS- wie NSDAP-Mitglied war. ● **Mariam (18)**





Audre Lorde 350VT, Flickr (CC BY 2.0)

# **Umbenennen!**

Während die NS-Vergangenheit – und in den jüngeren Bundesländern auch der Sozialismus – weitgehend aus deutschen Stadtlandschaften getilgt ist, gilt das für die Kolonialgeschichte nicht. Der brutale Ostafrika-Beauftragte Carl Peters findet sich ebenso noch auf Straßenschildern wie Lothar von Trotha, der den Befehl für den Völkermord an den Herero und Nama gab, oder Adolf Lüderitz, der als Kaufmann massiv von der Ausbeutung Namibias profitierte.

Zu verdanken ist das Bewusstmachen der Kolonialvergangenheit im öffentlichen Raum vor allem Selbstorganisationen afrikanischer und Schwarzer Menschen und Decolonize-Initiativen, die es in immer mehr Städten gibt – und die oft auch Stadtpaziergänge anbieten, in denen die Kolonialgeschichte kritisch beleuchtet wird.

Ihre größten Erfolge erzielten sie bisher in Berlin: 2010 wurde eine Uferstraße in Kreuzberg nach der Aktivistin May Ayim (siehe Seite 39) benannt; 2020/21 folgten drei weitere neue Straßen: Die Lucy-Lameck-Straße ersetzt die Neuköllner Wissmannstraße, die Audre-Lorde-Straße einen Teil der Manteuffelstraße in Kreuzberg. Die bundesweit bekannteste Straße mit einer rassistischen Bezeichnung, die M\*-Straße in Berlin-Mitte, wird nach jahrelangen Kämpfen zur Anton-W.-Amo-Straße.

Auf der folgenden Seite erklärt Tahir Della, Sprecher der Initiative Schwarze Menschen in Deutschland (ISD), warum er eine Umbenennung für unabdingbar hält. Und: Warum der Kampf um eine neue Verteilung von Macht dabei nicht stehen bleiben darf.

Straßennamen sollen Persönlichkeiten ehren, die einen wertvollen gesellschaftlichen Beitrag geleistet haben. Angesichts dessen ist es ein Unding, dass viele Städte immer noch voll mit Straßennamen sind, die koloniale Verbrecher und Mörder ehren oder rassistische Bezeichnungen tragen.

Insofern stehen die erfolgreichen Umbenennungen in Berlin für eine zunehmende Auseinandersetzung mit den Spuren kolonialer Vergangenheit im öffentlichen Raum – und damit für einen in Gang gekommenen Prozess, den öffentlichen Raum diskriminierungsfrei zu gestalten. Ein wichtiger Schritt auf dem Weg dorthin ist die Sichtbarmachung von Menschen, die gegen Kolonialismus und Rassismus widerstanden haben.

Lucy Lameck war eine tansanische Politikerin. Sie arbeitete in verschiedenen Organisationen, welche sich gegen die Kolonialherrschaft über Tansania einsetzten. Anton Wilhelm Amo war der erste bekannte Philosoph und Rechtswissenschaftler afrikanischer Herkunft in Deutschland. Er stellte die Ungleichheit von Schwarzen Europäer:innen in Frage und gilt als ein Vordenker des Antirassismus. Audre Lorde war eine US-amerikanische Schriftstellerin und Aktivistin. Durch ihr zeitweises Leben und Wirken in Berlin leistete sie einen maßgeblichen Beitrag für die afrodeutsche Bewegung.

Gemeinsam ist den dreien: Sie waren Wegbereiter:innen der Umdeutung der Machtverhältnisse und Kämpfer:innen im Widerstand gegen die Unterdrückung Schwarzer Menschen in einer weißen Mehrheitsgesellschaft. Trotz der immer noch sehr ungleichen Verteilung der Machtverhältnisse sowie der weiterhin fehlenden Anerkennung unterschiedlicher Lebensrealitäten tut sich bei der Sichtbarmachung dieser Unterschiede in den gesellschaftlichen Strukturen also etwas.

Doch es geht nur langsam und beschwerlich voran. Immer wieder reißt die weiße Mehrheitsgesellschaft in Debatten um rassistische Straßennamen die Deutungshoheit an sich. Sie sagt zum Beispiel, eine Minderheit könne ihr – der Mehrheit – nicht vorschreiben, wie Geschichte zu bewerten ist. An solchen Argumenten wird die Angst des Verlustes der Deutungshoheit sehr schnell erkennbar; ebenso, dass die genannten Machtverhältnisse ein Hauptproblem bleiben. Denn nicht die Politik, sondern die Zivilgesellschaft bringt die Kritik rassistischer Straßennamen und die Forderung nach

Umbenennung maßgeblich voran. Die afrodiasporische Community fordert seit Jahrzehnten eine Anerkennung und Sichtbarmachung Schwarzer bedeutender Persönlichkeiten, welche schon seit dem 18. Jahrhundert die deutsche Geschichte mitprägen.

Ein Paradebeispiel für Städte, in denen viel zu tun bleibt, ist Hamburg mit über 430 kolonialen Straßennamen – in Berlin sind es rund 40. Hamburg war die koloniale Wirtschaftsmetropole des Deutschen Reiches. Der Hafen bot Möglichkeiten für Handel in großem Stil. Die Kaufleute waren große Profiteure des Handels und der Unterdrückung von anderen Kulturen. So gelangten nicht nur die einzelnen Individuen, sondern auch die Stadt selbst zu ihrem Reichtum. Dies manifestiert sich bis heute in dieser immens hohen Zahl an verbliebenen Straßennamen ebendieser Individuen, welche sich durch das Leid und die Unterdrückung und Zerstörung anderer Kulturen zu einem wohlhabenden Lebensstandard verholfen haben. Umso grotesker ist es, dass es bei der Beseitigung solcher Namen kaum vorangeht.

Zuweilen wenden Gegner:innen von Umbenennungen ein, so werde Kolonialgeschichte unsichtbar gemacht. Dabei geht es darum, die Perspektive auf ebendiese Geschichte zu ändern. Es soll nicht mehr nur die Sichtweise der Unterdrückenden geben. Vielmehr soll an Menschen erinnert werden, die sich im Widerstand gegen Kolonialismus und Rassismus stark gemacht haben und sich engagierten. So werden nicht Spuren kolonialer Vergangenheit entfernt, sondern Perspektiven der Unterdrückten und der Leute aus dem Widerstand sichtbar gemacht. So wie im Fall von Audre Lorde, Anton Wilhelm Amo und Lucy Lameck.

Immer noch sind Schwarze Menschen von strukturellem Rassismus betroffen und werden gesellschaftlich benachteiligt. Sie werden Opfer von willkürlicher Polizeigewalt und Unterdrückung durch den Staatsapparat. Und immer noch wird die koloniale Geschichte im Bildungssystem sowie in gesellschaftlichen Debatten weitestgehend ausgeblendet und verschwiegen. Solange sich in diesen Bereichen nichts ändert, darf man sich mit Umbenennungen nicht zufriedengeben – Machtverhältnisse ändern sich durch sie nicht. Es braucht mehr als Symbolpolitik. Dennoch sind neue Straßennamen ein kleiner, aber wichtiger Baustein im Prozess der Sichtbarmachung und Anerkennung Schwarzer Menschen in Deutschland.

● Tahir Della



# MAY AYIM

Sylvia Brigitte Gertrud Opitz, so nennt die Familie, in der die spätere May Ayim in Münster aufwächst, ihre Ziehtochter. Die Tochter einer deutschen Mutter und eines ghanaischen Vaters wird nach ihrer Geburt zur Adoption freigegeben und mit vier weißen Geschwistern groß. Es sind die 1960er- und 1970er-Jahre. Sie hat das Gefühl, in der deutschen Gesellschaft „weder eine Geschichte noch eine Zukunft zu haben“; so schreibt May Ayim es als Erwachsene auf. Ihren Namen ändert sie, nachdem sie während des Studiums erstmals die Familie ihres Vaters in Ghana besucht hat. Von dort zurückgekehrt, schreibt sie in Regensburg eine Diplomarbeit zur Kultur- und Sozialgeschichte von Afrodeutschen – vermutlich die erste akademische Arbeit zu Schwarzen Menschen in Deutschland überhaupt.

In den 1980er-Jahren zieht May Ayim nach Westberlin. Sie lernt mehr Schwarze Deutsche kennen, und die US-amerikanische Bürgerrechtlerin Audre Lorde. Das Buch „Farbe bekennen“, das Ayim mit Dagmar Schultz und Katharina Oguntoye schreibt, und das 2020 neu aufgelegt wird, gilt bis heute als Standardwerk der Sichtbarmachung Schwarzer Menschen in Deutschland. Mindestens ebenso wegweisend ist die Gründung der Initiative Schwarze Deutsche, an der sie beteiligt ist. Zugleich leidet May Ayim unter Depressionen. Nachdem ihr eine unheilbare Krankheit diagnostiziert wird, beschließt sie 1996 ihr Leben. Der Welt hinterlassen hat sie unter anderem eindrucksvolle Gedichte, die so kurz sind wie dieses: „Mein Vaterland ist Ghana / meine Muttersprache ist deutsch, die Heimat trage ich in den Schuhen.“ Seit 2010 ist das May-Ayim-Ufer in Berlin-Kreuzberg nach ihr benannt.



## Wozu Rassismus?

*Aladin El-Mafaalani*

Bevor Aladin El-Mafaalani Professor wird, ist er Berufsschullehrer. Seinen Büchern merkt man das an: Er schafft es, ein komplexes Thema so zu erklären und in kurze Kapitel zu sortieren, dass es weder unverständlich noch langweilig wird. Lernen kann man dabei vieles, vor allem: Was Rassismus angeht, gibt es kein außerhalb. Und: Ohne den Kolonialismus hätte es nicht so kommen müssen. „Die Krone schaffte die Rahmenbedingungen, die Eroberer schafften Fakten, die Wissenschaft schaffte die Ideenlehre“, schreibt der Soziologe.

*KiWi Verlag, Köln 2021, 192 Seiten*





© picture alliance | TopFoto

# SPURENSICHERUNG

Ein Jahrhundert nach dem Ende der Kolonialzeit beginnt in deutschen Museen das große Aufräumen. Sammlungen werden erforscht, einzelne Objekte zurückgeben. In unterschiedlichem Tempo und mit höchst unterschiedlichen Ergebnissen.

5

In der Dunkelheit des Januar 2021 leuchteten in Dresden von Litfaßsäulen und Werbetafeln ungewöhnliche Fahndungsplakate. Sie zeigten Metallreliefs mit Kriegern, runde Köpfe mit großen Augen und steinerne Tiere, daneben Angaben zu Größe und Gewicht der abgebildeten Kunstgegenstände. Und das Jahr, seit dem sie fehlen: 1897.

Gestaltet hatte die Plakate der Künstler Emeka Ogboh, der in Berlin lebt und aus Nigeria kommt. Seine Poster mit dem Titel „Vermisst in Benin“ zeigen fünf Bronzen, die sich in den Staatlichen Ethnographischen Sammlungen Sachsen befinden. Sie gehören zu den vielen Kunstgegenständen, die außer ihm auch die nigerianische Regierung von westlichen Museen zurückfordert.

Die Bronzen wurden 1897 aus dem Oba-Palast in Benin City – heute die drittgrößte Stadt Nigerias – geraubt, während eines Feldzugs britischer Kolonialtruppen. Zwischen 5.000 und 10.000 Kunstgegenstände sollen damals gestohlen worden sein. Von rund 3.000 ist bekannt, wo sie heute lagern: in großen nordamerikanischen und europäischen Museen wie dem British Museum in London und dem neuen Berliner Humboldt Forum. Und in sächsischen Völkerkundemuseen, mit denen Emeka Ogboh die Plakate gemeinsam aufhängen ließ.

Die Benin-Bronzen zählen zu den bekanntesten Kunstwerken, die aus Kolonien nach Europa gebracht wurden. Sie werden oft „Raubkunst“ genannt, ein Wort, das früher vor allem Kulturgut bezeichnete, das die Nationalsozialisten verfolgten Menschen entzogen. Museumsexpert:innen sprechen häufiger von „Sammlungsgut aus kolonialen Kontexten“. Kunstgegenstände aus Kolonien können, müssen aber nicht geraubt worden sein, sie können getauscht, geschenkt, abgepresst oder gekauft worden sein. Manche Wissenschaftler:innen sagen auch „transloziertes Kulturgut“; darunter verstehen sie die Verlagerung von Kunstobjekten unter ungleichen Machtverhältnissen. Den Weg der Gegenstände untersuchen Provenienz-, also Herkunftsforscher:innen. Sie haben eine große Aufgabe. Der größte Teil afrikanischen Kulturguts soll sich auf anderen Kontinenten befinden.

Und es ist eine hoch politische Aufgabe: Wenn Staaten oder Gesellschaften Kunstgegenstände zurückfordern, geht es um nationale, religiöse und kulturelle Werte

sowie Symbole für Identitäten. Als Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier im Herbst 2021 das Humboldt Forum eröffnete, zitierte er Emeka Ogboh mit den Worten: „Wir sind aufgewachsen ohne einen wichtigen Teil unseres historischen Erbes“, und: „Ein Satz, der mich beschäftigt, der uns beschäftigen muss.“ Zugleich forderten vor dem Museum Abgesandte des Volks der Nso aus Kamerun die Rückgabe der Statue von Ngonnso, ihrer Gründerin. Die muschelbesetzte Holzfigur soll während der deutschen Kolonialzeit gestohlen worden sein und steht nun in einer Vitrine des Humboldt Forums.

Anders als eine Restitution dieser Statue nimmt die der Benin-Bronzen Gestalt an – nach über zehn Jahren Gesprächen der Verhandlungsgruppe „Benin Dialogue Group“. Ihr gehören Leiter:innen westlicher Museen und aus Nigeria Museumsexpert:innen sowie Vertreter:innen von Regierung und Königshaus an. Zu ihren Vereinbarungen zählt die Überführung der geraubten Gegenstände in einen unabhängigen Trust, der unter anderem den Bau von Museen vorantreiben soll. Die Bronzen sollen künftig im Edo Museum of West African Art gezeigt werden, das im Herbst 2022 fertig werden soll. Bis dahin sollen auch die Benin-Bronzen aus Berlin zurückgegeben sein.

Schneller geht es vor allem in Frankreich, dessen Präsident Emmanuel Macron auch den Ton dafür setzte, dass Europas Staaten über Rückgabe reden. Im Oktober 2021 besiegelte er die Rückgabe von ersten 26 aus dem Palast von Abomey geraubten Objekten, gemeinsam mit dem Außenminister der Republik Benin bei einem Festakt im Pariser Musée du Quai Branly, das die Statuen, Altäre und den Königsthron ein letztes Mal ausstellt, bevor sie zurückgehen.

## Kunst aus den Amerikas

Kunst aus Afrika steht im Mittelpunkt der Debatte, doch in europäischen Museen lagern auch Objekte aus Asien, Ozeanien und Amerika. Im Depot des Stuttgarter Linden-Museums befindet sich zum Beispiel eine kleine Tonfigur, eine Gabelhalsflasche, die einen hockenden Mann mit spitzer Kopfbedeckung darstellt. Auf dem Rücken trägt er eine Art Sack mit einem Rohr, wohl ein Behälter für Koka-Blätter. „Zu diesem Objekt gibt es keine gesicherte Provenienz“, heißt es auf den Internet-



## Die Schatzjäger des Kaisers

Jürgen Gottschlich, Dilek Zaptçioğlu-Gottschlich

Das Erbeuten von Kunst kann viele Formen annehmen. Auch aus dem Osmanischen Reich transportierten deutsche Archäologen zahlreiche antike Kunstwerke ab. Um in den Besitz von Pergamonaltar & Co. zu kommen, übte das deutsche Kaiserreich politischen Druck und Bestechung aus. Die Journalistin Dilek Zaptçioğlu-Gottschlich und der langjährige Türkei-Korrespondent der taz, Jürgen Gottschlich, unternehmen eine interessante Spurensuche: von der Museumsinsel in Berlin bis nach Babylon, Pergamon und Troja.

Ch. Links Verlag, Berlin 2021, 336 Seiten

seiten des Museums. „Dieses Gefäß stammt (...) leider aus geplünderten Gräbern.“ Das Linden-Museum hat seine Sammlungsgegenstände öffentlich gemacht. So sollen internationale Expert:innen und Nachfahr:innen der ehemaligen Besitzer:innen sie finden, zur Aufklärung ihrer Provenienz beitragen und sie gegebenenfalls zurückfordern können ([www.lindenmuseum.de](http://www.lindenmuseum.de)). Wer auf eine interaktive Weltkarte klickt, sieht zudem, woher welche Gegenstände kommen. Die Keramikfigur stammt aus dem Nordwesten Perus.

Amerikanische Provenienzen reichen weit in die Vergangenheit. Amerika wurde früh kolonialisiert, zahlreiche Länder erkämpften sich die Unabhängigkeit bereits im frühen 19. Jahrhundert. Viele Briefe, Frachtlisten, Tagebücher, Zeichnungen und Militärberichte gingen mit Schiffen unter, bei Expeditionen und Feldzügen waren keine Fotografen dabei. Und die Unterwerfung des Kontinents erfolgte nicht nur organisiert durch Militärs, Beamte und Geschäftsleute, sondern auch unorganisiert durch die vielen Einwander:innen aus Europa.

Doch auch eine lückenhafte Geschichte lässt sich erzählen. In Bremen widmet das Übersee-Museum, wie das Linden-Museum in der Hochzeit des deutschen Kolonialismus gegründet, seiner Vergangenheit seit 2019 eine Dauerausstellung. Dazu zählen auch Audiobeiträge im Netz. Beispielsweise sind zu Bildern von Ausstellungsobjekten wie einem präparierten Bison oder Reklametafeln für karibische Bananen Episoden von Unterwerfungen und Widerstand zu hören. Und Expert:innen erläutern Aspekte der Provenienzforschung ([www.uebersee-museum.de](http://www.uebersee-museum.de)).

Zudem wird das Museum in Bremen umgestaltet: Ab 2024 soll eine neue Ozeanien-Abteilung nicht nur Objekte der Vergangenheit, sondern auch aktuelle Themen wie Migration und Klimawandel behandeln. In Leipzig war das Grassi-Museum für Völkerkunde jüngst wegen Umbaus geschlossen. Seit Ende 2021 eröffnen die Säle nach und nach wieder, mit „neuen Perspektiven“ und Antworten auf Fragen zu Urheber:innen, Funktionen und Herkunft der Exponate. Weitere Museen mit ethnologischen Sammlungen und auch Naturkundemuseen dekolonialisieren ihre Präsentationen. Einige ethnologische Museen unterstützen die Kulturstiftung des Bundes mit Geld dabei, sich „zeitgemäß“ und „global“ auszurichten.



Bild © Oliver Killig

Doch warum geben die Direktor:innen die Objekte nicht einfach zurück? Museen sollen ihre Stücke in der Regel nicht veräußern oder fortgeben. Laut internationalem Museumskodex haben sie die Aufgabe, ihre Sammlungen für künftige Generationen verfügbar zu halten, unabhängig vom Zeitgeschmack, von Vorlieben der Direktor:innen oder politischen Verhältnissen. Doch bei „Sammlungsgut aus kolonialen Kontexten“, so empfiehlt es die dritte Fassung des 200-seitigen Leitfadens vom Deutschen Museumsbund von 2021, haben Eigentümer:innen nun Anspruch auf Rückgabe, wenn ihnen der Gegenstand zu Unrecht entzogen wurde oder er für sie von „besonderer Bedeutung“ ist, etwa aus religiösen Gründen. Vor einer Rückgabe sollte eine Person oder eine Institution Anspruch angemeldet haben und die Provenienz des Gegenstandes geklärt sein. Das ist gegenüber der zweiten Ausgabe 2019 eine Präzisierung, in die Ergebnisse eines mehrjährigen Workshops mit Vertreter:innen von Herkunftsgesellschaften in Ozeanien, Afrika und Nordamerika einfließen. Der Museumsbund rät zur Zusammenarbeit mit Vertreter:innen der Herkunftsgesellschaften, die

Kenntnisse über die Objekte haben. Doch für all das haben die meisten Museen zu wenig Mitarbeitende und Geld. Einige stellen daher Formulare für die Anmeldungen von Ansprüchen ins Netz. Zudem unterhält die Kulturstiftung der Länder eine Kontaktstelle für Anfragen.

Einen weiteren Grund für die zögerlichen Restitutions hat die Berliner Kunsthistorikerin Bénédicte Savoy nachgewiesen. In ihrem Buch „Afrikas Kampf um seine Kunst“ (2021) zeichnet sie nach, dass in der Bundesrepublik bereits in den 1970er- und 1980er-Jahren über Rückgaben etwa nach Nigeria und Zaire, so hieß damals die Demokratische Republik Kongo, diskutiert wurde. Doch Museumsdirektor:innen ließen Anfragen verschwinden, verschleppten Verhandlungen und verweigerten Auskünfte. Savoy kommt zu dem Schluss: Ihr Verhalten gründete auf dem Wunsch, die „unrühmliche Geschichte der afrikanischen Bestände in europäischen Museen“ auszublenden – und auf einem mit „rassistischen Vorurteilen“ gepaarten „Kultur- oder Wissenschaftsnationalismus“.



Bild © David von Becker

Das heißt aber auch: Das Engagement von Direktor:innen kann Rückgaben ermöglichen, wie 2018, als Grabbeigaben aus dem Ethnologischen Museum Berlin an eine Dachorganisation indigener Gruppen in Alaska zurückgingen. Eine größere Rolle aber spielt, wieviel Geld Politiker:innen für Herkunftsforschung bewilligen und welche kulturpolitischen Ziele sie vorgeben. Zuletzt zeigte neben der Staatministerin für Kultur vor allem das Auswärtige Amt Interesse an Rückgaben. Denn offene Forderungen belasten zunehmend das Verhältnis der Bundesrepublik zu Staaten des globalen Südens.

## Ein Boot aus dem Südpazifik

Während viele Museumsteams ihre Dauerausstellungen umbauen müssen, um sie zu dekolonialisieren, hatten die Staatlichen Museen zu Berlin Gelegenheit für einen radikalen Neuanfang: mit dem Umzug des Museums für Asiatische Kunst und des Ethnologischen Museums in das leere Humboldt Forum. Eine „gänzlich neuartige kulturelle und wissenschaftliche Institution

für das 21. Jahrhundert“ sollte in Berlins Mitte entstehen, so hieß es 2009. Es wurde ein Aufsehen erregender Transport. Malereien, Buddha-Büsten und ein Kaiserthron aus Asien, Totempfähle und Inka-Statuen aus Amerika kamen in Boxen. Zeitungen brachten Fotos davon, wie ein sogenanntes Südsee-Boot umzog: Teils mit prächtigen Ornamenten geschmückt, teils geflochten und mit Hütten versehen, bildet der Segler einen prominenten Höhepunkt der Sammlung. Mit 16 Metern Länge war er zu groß für die Tore des neuen Hauses: In einer containergroßen Kiste schwebte er durch Lücken in der Mauer, bevor diese geschlossen wurden.

Dem Umzug gingen Probeschauen in verschiedenen Berliner Ausstellungshäusern voraus. Die ersten in den Jahren 2008 bis 2010 betonten die Fülle der Sammlungen oder die Ästhetik der Objekte. In späteren Schauen tauchten Beiträge zur Provenienzforschung auf, freilich nicht genug, um über die Vergangenheit der Sammlungen umfassend aufzuklären. Eine solche aber fordern Gegner:innen des Humboldt Forums wie das Bündnis No Humboldt 21, ein Zusammenschluss von Wissenschaftler:innen und Aktivist:innen, deren

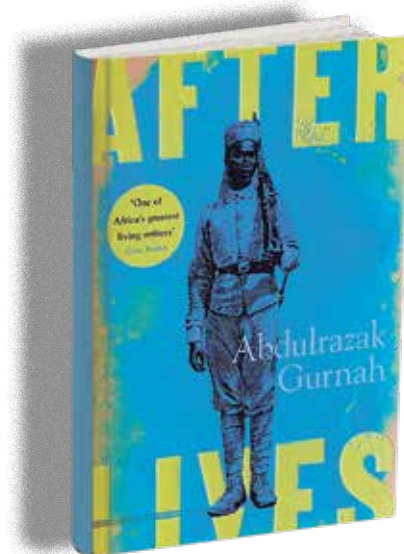
Proteste bereits die Vorbereitungen begleiteten. Doch erst als die Kunsthistorikerin Bénédicte Savoy 2017 den Beirat des Humboldt Forums verließ, erreichte die Kritik eine größere Öffentlichkeit. Savoy verglich das Museum mit dem havarierten Atomreaktor von Tschernobyl: Unter dem Deckel stecke kontaminierter Inhalt.

Kurz vor der Eröffnung lenkte der Historiker Götz Aly die Aufmerksamkeit auf das „Südsee-Boot“, das von der ehemals deutsch besetzten Insel Luf stammt, vom Bismarck-Archipel bei Papua-Neuguinea. In seinem Buch „Das Prachtboot“ verknüpft Aly die Geschichte des Schiffes mit der seiner Familie: Sein Urgroßonkel begleitete als Militärgeistlicher der Kaiserlichen Kriegsmarine die Unterwerfung der Inseln. Unterwerfung, das bedeutete „Strafexpeditionen“ gegen die Bewohner:innen, die sich der Kolonisation zu widersetzen versuchten, bedeutete Überfälle, Erschießungen, Vertreibung sowie die Zerstörung der Lebensgrundlagen, etwa von Feldern und Fischerbooten.

Von diesem Hintergrund erzählt die neue Ausstellung wenig. Das Luf-Boot liegt in einem fensterlosen Saal. Die Wand dahinter wird von einer Südpazifikkarte und einer Vitrine mit verblichenen Korallen gefüllt. Gegenüber sind Filme und Fotos zur Bedeutung von Wasser und Schifffahrt in der Region zu sehen. Erst in einem kostenlosen Begleitheft steht, dass um 1900 auf Luf nicht mehr genügend Männer lebten, um das Boot zu segeln. Die meisten waren an eingeschleppten Krankheiten und den Folgen des militärischen Überfalls gestorben. Der Kaufmann Max Thiel übernahm das Boot unter bisher ungeklärten Umständen und verkaufte es an das Berliner Völkerkundemuseum. Thiel war Geschäftsführer ausgerechnet von Hensheim & Co., einer Firma, auf deren Drängen das Deutsche Reich die Unterwerfung von Luf vorangetrieben hatte.

In der Ausstellung läuft auch ein Film, in dem Nachfahr:innen der Bewohner:innen von Luf sprechen. Sie wünschen sich keine Rückgabe, sagen sie, sondern eine Reise nach Deutschland. Sie wollen das Boot studieren, um es an ihrem Wohnort nachbauen und die Kenntnisse darüber an die nächste Generation weitergeben zu können. Restitution, der Versuch einer Wiedergutmachung, kann verschiedene Formen annehmen. Einen Ausschlag dafür muss geben, was Vertreter:innen der Herkunftsgesellschaften vorschlagen.

● Claudia Wahjudi



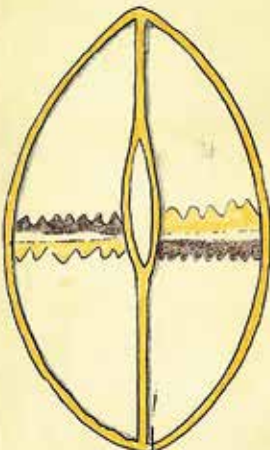

## **Afterlives**

*Abdulrazak Gurnah*

Abdulrazak ... Wer? Anders als in Großbritannien, wo der Literaturnobelpreisträger von 2021 lebt und geschätzt ist, lag auf Deutsch bisher kaum etwas von ihm vor. Wenn dieses Heft erscheint, sollte auch sein aktuellstes Werk übersetzt sein; der Penguin Verlag hat sich alle Rechte an seinen Büchern gesichert. Darin beschreibt der tansanisch-britische Schriftsteller das Leben unter den deutschen „Schutztruppen“ in Deutsch-Ostafrika: Von der Jahrhundertwende bis in die 1960er-Jahre verknüpft das Buch die Lebensgeschichten von Ilyas, Hamza und Afiya. Lesenswert (auch in englisch).

*Penguin Verlag, in Übersetzung*



Inv.-Nr. K.S. 13361	Akten-Box. H. O. Oldman	Geschw. Vermerk Kauf Tausch	Standort: Schrank-Nr.	Ost - Afrika Aki Kuyu
Kat.-Nr.	Sammler	Magazin Nr.		
Schülerschild		Bogenschild L 66,5 cm		
 Avers		 Revers		
1:6				
Literatur:				
Bemerkungen:				

Ndoome, 'Tanz-Schild';  
Kikuyu, Kenia, 19./20.  
Jahrhundert. Foto:  
Peter Wolff / Inventar-  
karte des Ndoome,  
Archiv des Weltkulturen  
Museums, Frankfurt  
am Main.

# Zeigen, was fehlt

Eine Ausstellung in Kenias Nationalmuseum machte deutlich, wie viele kulturelle Objekte aus dem Land in Museen weltweit lagern. Lehrreich und identitätsstiftend – vor allem für junge Leute.

Sehr verärgert sei sie gewesen, erzählt die Kunstlehrerin Mary Muringi. „Es regt mich auf, dass ich erst jetzt von diesen Gegenständen erfahre“, sagt sie nach dem Besuch der Ausstellung „Invisible Inventories“ im Nationalmuseum in der kenianischen Hauptstadt Nairobi. Die Schau hat sich mit der Abwesenheit kultureller Objekte aus Kenia und dem daraus erwachsenden Verlust einer kulturellen Identität für das Land auseinandergesetzt. „Welche Informationen werden mir denn noch vorenthalten? Das ganze Land muss davon erfahren. Wir wollen unsere Objekte zurückhaben.“

Die Ausstellung ist das Produkt einer Zusammenarbeit eines deutsch-kenianischen Teams und wurde 2021 in Nairobi, später leicht modifiziert in Köln und Frankfurt am Main gezeigt. Die beteiligten KünstlerInnen und AkademikerInnen versuchen seit 2018, kenianische Objekte in westlichen Museen und Archiven aufzustöbern und zu dokumentieren. Dazu schrieb das kenianische Nationalmuseum rund 80 Museen weltweit an; etwa 30, unter ihnen 13 deutsche Institutionen, stellten Informationen zur Verfügung. Bisher wurden rund 32.000 historische Kulturobjekte erfasst und in einer digitalen Datenbank zugänglich gemacht.

Im Zentrum der Ausstellung in Nairobi stehen leere Vitrinen, die Abwesenheit symbolisieren: Lediglich grafische Darstellungen der fehlenden Objekte und ihrer Verwendung hängen über den Kästen, ergänzt von einer kurzen Beschreibung und dem derzeitigen Aufenthaltsort des Gegenstands. Tausende Versandaufkleber an zwei Wänden verdeutlichen all die fehlenden Gegenstände, die in Museen weltweit lagern. „Einige dieser Objekte sind unverzichtbar für die Identität unserer Menschen“, sagt Kurator Juma Ondeng' vom kenianischen Nationalmuseum. „Ihre Abwesenheit bedeutet eine Identitätskrise für manche Gruppen. Es ist höchste Zeit, dass wir, was unter fragwürdigen Umständen erworben wurde, nach Hause holen.“

Dabei hat er nicht zuletzt künftige Generationen im Blick. „Wenn wir diese Objekte zurückbekommen, mögen unsere jungen Menschen vielleicht nicht unbedingt ihren kulturellen Wert schätzen. Möglicherweise

entdecken sie aber einen intrinsischen Wert, einen Referenzpunkt für neue Wege, sich mit ihnen zu beschäftigen.“ Was die junge Kenianerin Wacera Gitau nach einem Besuch sagt, bestätigt das: Es gäbe so viele Dinge, die sie nicht wisse – und sie habe Fragen, auf die ihre Eltern auch keine Antwort hätten. Und: „Es würde uns stolz machen, wenn die Objekte hierher zurückkämen. Damit wir als Kikuyu oder als Luo wissen, wo wir hingehören und was unsere kulturellen Praktiken waren.“ Ondeng' sagt, es ginge nicht nur um Identität, sondern auch um lokale Kreativität, darum, Kunst zu schaffen: „Kultur hört anders als ein Rad nicht einfach auf, sich zu bewegen.“

Rund 400 SchülerInnen haben die Ausstellung besucht – eine Zahl, die ohne die Corona-Pandemie viel höher wäre, weiß die Leiterin der Bildungsabteilung des Museums, Mwanaima Salim. „Museumspädagogik ist fester Bestandteil des kenianischen Schulsystems“, sagt Salim. „Museen gelten als verlässlichere Quelle für historische Informationen als Bücher. Daher erstellen wir Programme für bestimmte Themenblöcke, die das im Klassenraum vermittelte Wissen ergänzen.“ Der Kurator ergänzt, die Ausstellung sei wegen großer Nachfrage um einen Monat verlängert worden. Manche Besucher hätten das Museum wiederholt besucht und Freunde mitgebracht: „So etwas habe ich schon lange nicht mehr gesehen“, erklärt Ondeng'.

Sam Hopkins vom deutschen Künstlerkollektiv SHIFT, der die Idee für das Projekt mitentwickelte, freut sich, dass das Thema „Raubkunst“ in Kenia allmählich anders wahrgenommen wird. Lange hätten kenianische Objekte in Museen weltweit eher als eine Art kulturelle Botschafter gegolten, erzählt der Künstler, der in Köln und in Nairobi lebt. Inzwischen beobachtet er ein deutlich gestiegenes Interesse an Restitution und Rückführung: „Kenianische Museumsfachleute sprechen in der Öffentlichkeit von Restitution. Das war vorher einfach kein Thema.“ Für ihn ist die Rückgabe von Gegenständen jedoch nur ein Teil der Herausforderung: „Der Verlust, der kompensiert werden muss, geht über die Abwesenheit von Objekten hinaus.“

● Anja Bengelstorf

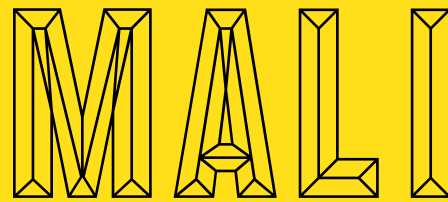




## WANGARI MAATHAI

In Europa ist die Klimakrise noch gar kein Begriff, als eine Biologin in Kenia ein „Green Belt Movement“ gründet. Ab 1977 ruft Wangari Maathai Menschen dazu auf, die voranschreitende Entwaldung zu bekämpfen. Es entsteht eine „Grüngürtelbewegung“ in 13 Ländern. Millionen Bäume werden gepflanzt, Hunderte Baumschulen gegründet. Für ihren Einsatz für „nachhaltige Entwicklung, Frieden und Demokratie“ wird Mama Miti – Kisuheli für „Mutter der Bäume“ – 2004 als erste Afrikanerin mit dem Friedensnobelpreis geehrt.

Ihren Umweltaktivismus verknüpft Wangari Maathai mit dem Kampf für Frauenrechte und soziale Gerechtigkeit. Die 1940 geborene Biologin macht auch darauf aufmerksam, dass der Klimawandel, der in Afrika schon viel länger und folgenreicher als in Europa Regen-, Saat- und Erntezeiten durcheinanderbringt, nicht hausgemacht ist. Wie im 18. Jahrhundert sei der Kontinent durch „jeden, der ihn ausbeuten will, verwundbar“, erklärt sie 2009 einem Journalisten der britischen Tageszeitung Guardian: „Wir bezahlen mit unseren Rohstoffen, mit unserem Boden.“ Zugleich ist Maathai eine zuverlässige Kritikerin postkolonialer Eliten. Immer wieder fordert sie, mehr Geld in Bildung zu investieren und weniger verschwinden zu lassen: Korruption könne man nicht dem Kolonialismus anlasten. Sie selbst absolvierte ihre Hochschulbildung in den USA, gemeinsam mit dem Vater von Barack Obama, der nicht nach Kenia zurückkehrte. Wangari Maathai stirbt 2011 in Nairobi.



Seit dem 12. Jahrhundert kontrollierten auf dem Gebiet des heutigen Mali mächtige Königreiche den Handel durch die Sahara. Sie trugen zum Aufstieg der Universitätsstadt Timbuktu bei, wo seit dem 13. Jahrhundert islamische Gelehrsamkeit, Mathematik, Astronomie, Geografie und Literatur und Kunst gelehrt wurde. Der Ruhm der Bibliotheken reichte bis nach Europa. Im 19. Jahrhundert wurde Mali Teil der Kolonie Französisch-Sudan, 1960 unabhängig. Seit 1991 gibt es ein Mehrparteiensystem.

Die Besetzung des Nordens durch dschihadistische und separatistische Gruppen 2012 stürzte Mali in eine bis heute anhaltende Krise. Zwar wurden die großen Städte mit Hilfe französischer Militärs befreit und internationale Truppen – darunter bis zu 1.100 Soldaten der Bundeswehr – im Rahmen einer UN-Friedensmission (MINUSMA) stationiert. Doch die Sicherheitslage bleibt prekär, weite Landstriche sind der Regierung entglitten.

Fast jede:r zweite der knapp 20 Millionen Malier:innen lebt in extremer Armut. Das starke Bevölkerungswachstum und der Klimawandel bedrohen die Landwirtschaft und die Versorgung mit Lebensmitteln. Die Lebenserwartung beträgt 58 Jahre. Die Corona-Pandemie und die Folgen von zwei Staatsstreichern 2020 haben die Rezession weiter verschärft. Nahezu jede:r zweite in Mali ist jünger als 15 Jahre.



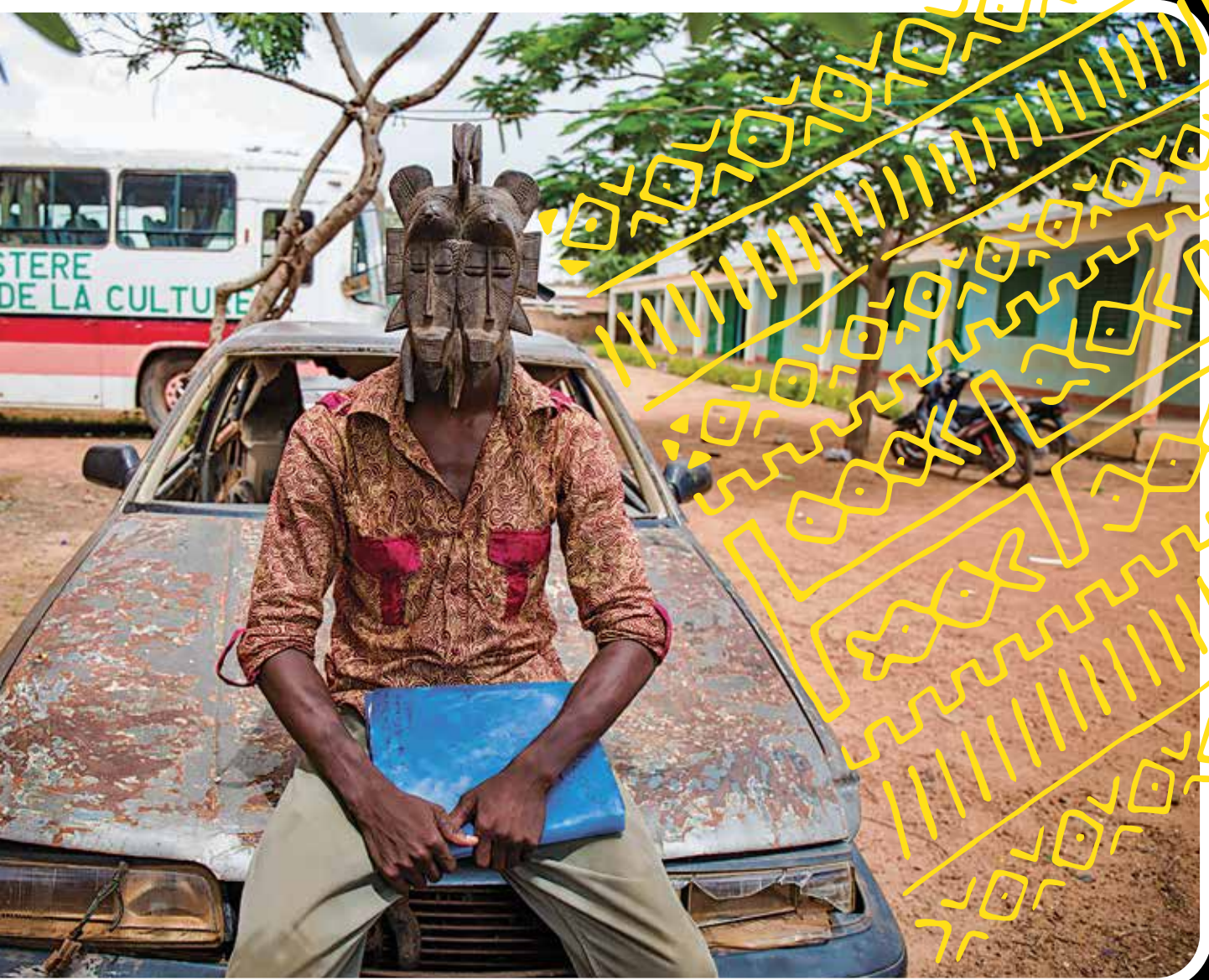


Bild © Selim Harbi

# „Uns trauen sie eher als den Politikern“

Allerorten im globalen Süden hat der Kolonialismus tiefe Spuren hinterlassen. Der Ruf der Gelehrten im heutigen Mali reichte einst bis nach Europa. Heute steckt das Land in einer tiefen Krise. Dennoch kämpfen Menschen für Freiheit und Demokratie, gegen Klimawandel und Korruption. Jonathan Fischer hat drei von ihnen in der Hauptstadt Bamako besucht.

# Fousseny Traoré

• DER FREITAG GEHÖRT DEM KLIMA •

An jedem der weltweiten Klimastreik-Freitage stehen sie an einer Straßenkreuzung in Bamako: „Stoppt die Umweltzerstörung durch die Minenkonzerne“, haben die jungen Klimaaktivist:innen mit Filzmarker auf eine der Wellpappen geschrieben. „Fridays for Future Mali“ auf eine andere. In ihrer Mitte Fousseny Traoré, ein hagerer 26-jähriger mit Megaphon. Es ist schwer, seine Parolen im brüllenden Verkehrschaos zwischen überladenen Kleinbussen, Mofa-Trauben und Lastenträgern zu verstehen: „Unsere Generation, unser Planet, unsere Zukunft!“, ruft Traoré. Und „Handelt endlich, sonst nehmen wir Jungen das auf unsere Weise in die Hand!“

Klimaaktivist:innen in Afrika haben es doppelt schwer: Im Ausland wie daheim kämpfen sie oft vergeblich um Sichtbarkeit. Anders als Kundgebungen im Westen begleitet sie keine Popband; nicht einmal Flyer haben sie zu verteilen. Nur der Wille, endlich etwas zu verändern, treibt sie an. Die westliche Berichterstattung über die globalen Klimastreiks allerdings zeigt fast ausschließlich weiße Gesichter. Dabei leiden Mali und seine Nachbarn schon jetzt am meisten unter dem Klimawandel – obwohl die Länder der Sahel-Zone für nur 0,25 Prozent der weltweiten Treibhausemissionen verantwortlich sind.

„Viele Menschen hier glauben, wir würden das Geschäft der Westler betreiben“, sagt Fousseny Traoré in einem Café im Stadtteil Hippodrome. Häufig treffe er bei seinen Landsleuten auf Unverständnis: „Wir haben eine schlechte Gesundheitsversorgung, sagen sie, die

Schulen funktionieren nicht, im Norden herrscht Krieg – und dann kommt ihr noch mit der Klimakrise! Überlassen wir das doch den Europäern!“

Traoré, der Apotheker gelernt hat, hält sich wie die meisten seiner Generation mit kleinen Jobs über Wasser. 2017 gründete er die Umwelt- und Klimaschutzinitiative „Ensemble pour le Climat“. „Wir haben dann schnell gemerkt, dass von unserem Umweltministerium kaum Unterstützung kommt“, erzählt er. In anderen Ländern Afrikas wie Ruanda, Kenia und Tansania sind Plastikverpackungen bereits von den Märkten verboten. Auch in Mali gäbe es seit 2012 ein solches Gesetz, erzählt er, nur setze das niemand durch. Genau so verhalte es sich mit dem illegalen Abholzen. Viele junge Menschen sähen keinen anderen Weg zum Überleben, als wahllos Bäume zu fällen und als Feuerholz zu verkaufen. Der Staat müsse ihnen Alternativen bieten.

Wenn Traoré mit einem Dutzend Mitstreiter:innen ausrückt, um Straßenmüll zusammenzukehren oder Abwasserkanäle zu reinigen, hat das vor allem erzieherischen Wert: „Irgendjemand muss damit anfangen. Sonst schiebt einer die Verantwortung auf den anderen.“ Knäuel von Plastiktüten säumen in Bamako jeden Straßenrand, jede Brachfläche, hängen als Fetzen in jedem Strauch. An den Marktstraßen türmen sie sich zu meterhohen Müllbergen, der beißende Geruch brennenden Plastiks ist allgegenwärtig. Und zur Regenzeit gibt es wegen der verstopften Abwasserkanäle sogar tödliche Überschwemmungen.

Traorés Initiative hat viele Ideen für einen Bewusstseinswandel entwickelt: Sie hat Menschen beim Anlegen kommunaler Gemüsegärten geholfen, und mit Tausenden weiteren Afrikaner:innen Kettenbriefe an die Afrikanische Union und Parlamentsmitglieder geschickt, Umweltorganisationen wie Greenpeace um Unterstützung gebeten. Eine Antwort sei nie gekommen. „Wir jungen afrikanischen Umweltaktivisten kämpfen denselben Kampf wie unsere Brüder und Schwestern im Westen, aber wer gibt uns eine Bühne?“

Der subtile Rassismus westlicher Medien macht Traoré besonders wütend. Symbolisch findet er den Zwischenfall um die ugandische Klimaschutzaktivistin Vanessa Nakate beim Weltwirtschaftsforum in Davos 2020. Aus einem Gruppenbild von Greta Thunberg und ihren Mitstreiter:innen, das die Nachrichtenagentur Associated Press um die Welt schickte, war das einzige Schwarze Gesicht herausgeschnitten. Die junge Schwedin blieb für ihn trotzdem ein Vorbild: „Die Ehrlichkeit und Respektlosigkeit unserer Schwester Greta macht uns Mut.“ Jugendliche in der malischen Gesellschaft hätten nicht viel zu sagen. „Du bist jung, du musst dich unterordnen“, bekomme man ständig zu hören. „Dabei klauen uns die Alten unsere Zukunft.“ Eine Zukunft, für die die Aktivist:innen einen schier unermüdlichen Einsatz bringen. „Alles, was wir haben, ist die Wirkung von Mundpropaganda“, sagt Traoré, „doch bei jeder Demo gewinnen wir so ein paar Dutzend neue Mitglieder.“

● J.F.

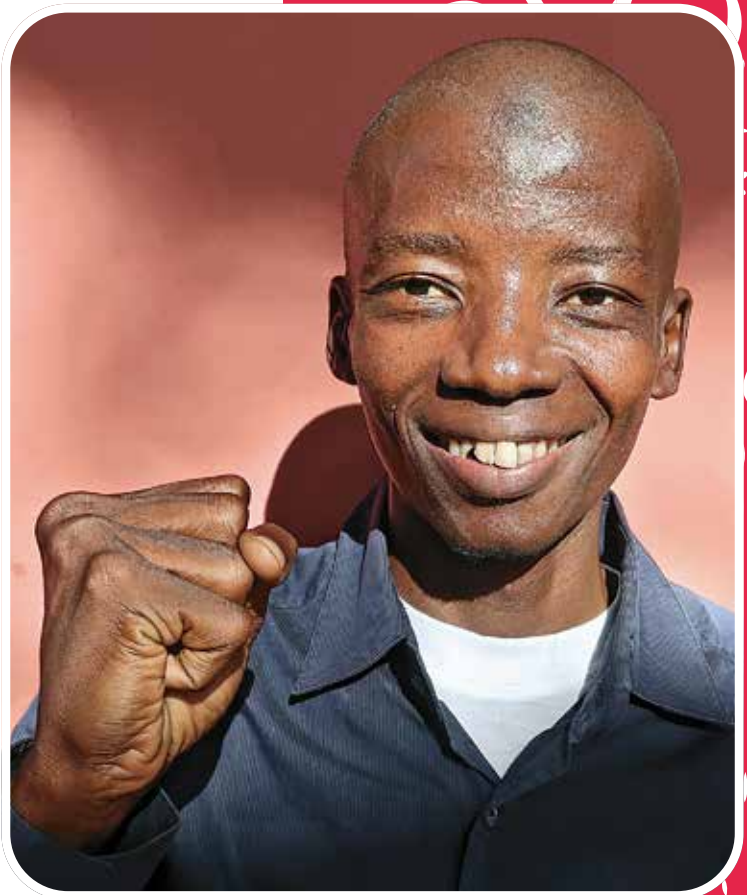


Bild © Jonathan Fischer

# **Master Soumy**

• JURIST, RAPPER, ANWALT DER JUGEND •

Wenn der schlaksige Rapper im Fußballstadion von Bamako seine Hymne „Commissariat“ anstimmt, fallen Zehntausende in den Refrain ein. Hier können sie ihre Wut auf die korrupte Polizei ungestraft herausbrüllen. „Hip-Hop ist die Waffe der Ohnmächtigen“, wird Master Soumy später bei einem Interview am Bühnenrand erklären. „Zwei Drittel unserer Bevölkerung sind unter 20 Jahre alt. Wir Rapper sind die einzigen, die zu ihnen in ihrer Sprache sprechen. Weil wir neben den religiösen Predigern die Einzigen sind, die Stadien füllen, fürchten die Politiker unsere Worte.“

Master Soumy, bürgerlich Ismaila Doucouré, schüttelt die Rastalocken aus dem Gesicht. Er ist zugelassener Rechtsanwalt. „Ich habe einst Jura studiert, damit ich die Gesetze kenne, mich effektiv für Gerechtigkeit einsetzen kann“. Sein bevorzugtes Metier dafür aber bleibt Hip-Hop. 70 Prozent der Bevölkerung Malis gälten als Analphabeten. Sie würden keine Zeitungen lesen, misstrauten staatlichen Nachrichten. Aber alle hören Hip-Hop. „Uns Rappern“, sagt Master Soumy, „trauen sie eher als den Politikern.“

Der Hip-Hop-Star macht kein Geheimnis daraus, dass ihm Politiker wiederholt Geld, Autos, Posten angeboten hätten. Er habe stets abgelehnt. „Wir sind Schiedsrichter. Deshalb dürfen wir keiner politischen Partei folgen, sonst verliert unsere Stimme ihr Gewicht.“ In seinen Songs kritisiert er die Regierung für das vernachlässigte Schulsystem, die mangelnde Wasserversorgung und die allgegenwärtige Korruption. Auch vor der Religion macht er nicht halt. Die Dschihadisten, die 2012 den

Norden Malis besetzten und heute wieder große Teile des Landes unsicher machen, fordert er mit einem Song heraus: „Explique Ton Islam“, „erklär mir mal deinen Islam“, lautet der Refrain.

Dass das Land in einer Dauerkrise steckt, dafür machen viele Malier:innen auch die ehemalige Kolonialmacht Frankreich verantwortlich. Der Rapper sieht den Grund für die antifranzösische Stimmung in den unvorteilhaften Verträgen, die die malischen Eliten mit der ehemaligen Kolonialmacht „ausgekungelt“ hätten. Den Einsatz der internationalen Friedenssicherungs-Mission MINUSMA befürwortet er – wie auch die Ausbildung der malischen Streitkräfte durch die Bundeswehr. „Die Deutschen helfen mit landwirtschaftlichen Projekten, Infrastruktur und Kulturförderung, ohne sich in unsere Politik einzumischen. Deshalb sind sie beliebt.“

Woher kommt Master Soumys Interesse an der Politik? Sein Großvater, sagt er, habe ihn bereits als Zehnjährigen auf Parteiversammlungen mitgenommen. Heute versuche er, diese Leidenschaft über seine Musik weiterzugeben. „Ich will, dass man auf der Straße über die wirklichen Probleme Malis redet.“ Für Master Soumy bedeutet das vor allem: über Gerechtigkeit. „Aus der ungleichen Verteilung der Ressourcen gingen alle anderen Konflikte hervor. Schon seit Jahrzehnten gibt es im Norden Malis immer wieder Aufstände. Der Dschihadismus ist nur ein Deckmantel. Letztlich geht es um Weidegründe und Ackerland, um einen Staat, der die Grundbedürfnisse seiner Bürger nicht erfüllt.“

Was Korruption bedeutet, hat Doucouré am eigenen Leib erlebt. Als Jugendlicher bewarb er sich für das Militär, bestand die Aufnahmeprüfung als einer der Besten. „Dann stand neben meiner Nummer plötzlich ein anderer Name. Jemand hatte offensichtlich dafür gezahlt.“ Es war der Moment, in dem Doucouré beschloss, gegen die staatliche Korruption anzukämpfen.



Bild © Jonathan Fischer

Wenn nötig, ruft er auch zu Demonstrationen auf. Als der damalige Präsident Ibrahim Boubacar Keïta 2017 eine Verfassungsreform anstrebte, die ihm größere Machtbefugnisse garantieren sollte, organisierte er die Opposition. Mit dem Song „An Tê A Bana“ („Rührt unsere Verfassung nicht an!“) und einer Online-Plattform empfahl er der Jugend, beim Referendum mit Nein zu stimmen. Morddrohungen waren die Folge. Später ließ das Kabinett das Referendum aufgrund der gewaltigen Proteste fallen.

Ein Sieg für die Jugend – und ihre Hip-Hop-Kultur. Jedes Jahr richtet Master Soumy am Stadtrand von Bamako das größte Rap-Festival des Landes aus: „Rapou Dogo Kun“; Konzerte, Filme, politische Diskussionen stehen auf dem Programm. „Im letzten Jahr“, sagt Soumy, „kam ein Rapper aus Gao, der einer bewaffneten Miliz angehört. Nach unserem Workshop machte er eine öffentliche Ansage: Statt mit der Waffe wolle er von nun an nur noch mit dem Mikro kämpfen.“ Master Soumy ballt seine Faust. „Solche Erlebnisse stärken meinen Optimismus: Mali hat eine Zukunft.“

● J.F.

# Ousmane Diarra

• IM KAMPF GEGEN DEN ISLAMISMUS •

Ousmane Diarra rückt zwei Plastikstühle unter den Schatten eines der großen Maulbeerbäume. Neben dem Familienhaus am Stadtrand von Bamako hat er einen großen Hühnerstall eingerichtet, vor dem Tor ziehen Ziegenherden vorbei. Ein ländliches Idyll, das kaum ahnen lässt, welchen gesellschaftlichen Sprengstoff der Schriftsteller in seinen Büchern verhandelt. „Unsere Intellektuellen diskutieren nur allzu gerne die Kolonisierung Afrikas durch die Europäer“, sagt Diarra und wischt sich den Schweiß vom rundlichen Gesicht, „aber von der anderen großen kulturellen Invasion, die aus Saudi-Arabien und den Golfstaaten zu uns kommt, traut sich niemand zu reden.“

In jedem seiner Romane – „La Route des Clameurs“, „Pagne de Femme“ und „Vieux Léopard“, keiner davon ins Deutsche übersetzt – nimmt der Schriftsteller das Thema von Neuem auf: Den Einfall des Islamismus in eine vormals tolerante Kultur. Auch das Buch, an dem er im Sommer 2021 arbeitet, malt ein düsteres Szenario: „Ein junger Mann wird aus seinem Elternhaus verbannt, weil das Gerücht umgeht, er habe mit seiner Freundin im Klassenzimmer Liebe gemacht. Ein gesellschaftlicher Skandal! Letztlich stehen Familienbande und Dorftraditionen gegen einen korrupten Präsidenten und dessen Steigbügelhalter, einen salafistischen Imam.“

Ousmane Diarra sieht seinen Roman als Satire auf die Zustände in seinem Land. Oft aber, sagt er, habe die Wirklichkeit seine Dichtung eingeholt. Der 60-jährige Vater von acht Kindern, der früher einmal Lehrer war,

arbeitet heute als Bibliothekar am Institut Français. Die Krise Malis, sagt er, habe schon in den 1980er-Jahren angefangen – als die Weltbank vielen afrikanischen Ländern nur Kredite gab, wenn die Regierung ein striktes Sparprogramm durchsetzte. Was das bedeutete? „Krankenhäuser, Kulturzentren, staatlichen Schulen wurden die Mittel gekürzt. Das Bildungs- und Gesundheitswesen verfiel zunehmend. Lehrer arbeiten heute für Almosen-Gehälter mit Klassen von bis zu 100 Schülern.“ Inzwischen funktionierten nur noch die Privatschulen – für die Kinder von Eltern, die sich diese leisten können.

Wo der Staat versagte, sprangen Imame und religiöse Institutionen in die Bresche. Über Jahrhunderte war eine traditionelle Auslegung des Islam, der geschätzt drei Viertel der Bevölkerung anhängen, mit alten animistischen Religionen vereinbar; Andersgläubigen gegenüber wurde Nachsicht gezeigt. Erst seit rund 50 Jahren verbreiten sich strengere, wahhabitische Auslegungen des Islam. Besonders saudi-arabische und katarische Stiftungen, sagt Diarra, trieben sie voran: „Sie bauen moderne Moscheen und Koranschulen, lassen Imame in Arabien ausbilden und investieren viel Geld in Gesundheits- und Bildungszentren.“ Noch stellten sie eine Minderheit, doch im Gegensatz zu anderen Muslim:innen seien sie gut organisiert. „Wenn Politiker nicht auf sie eingehen, schicken sie im Handumdrehen ihre Anhänger auf die Straße. Das passiert jedes Mal, wenn ein Minister versucht, Frauenrechte zu stärken und die Verheiratung Minderjähriger zu verbieten.“

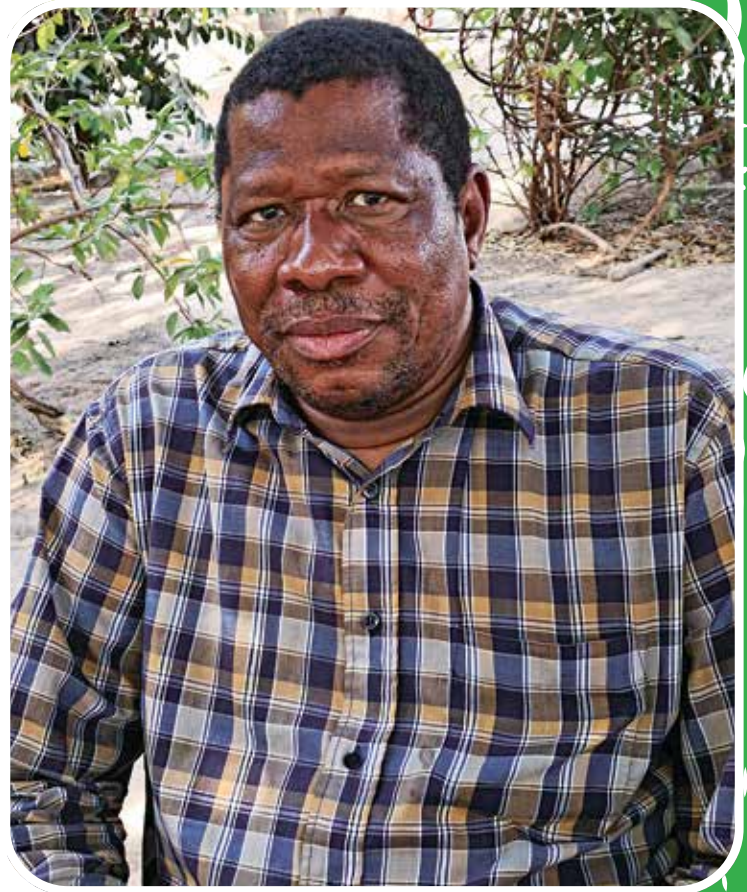


Bild © Jonathan Fischer

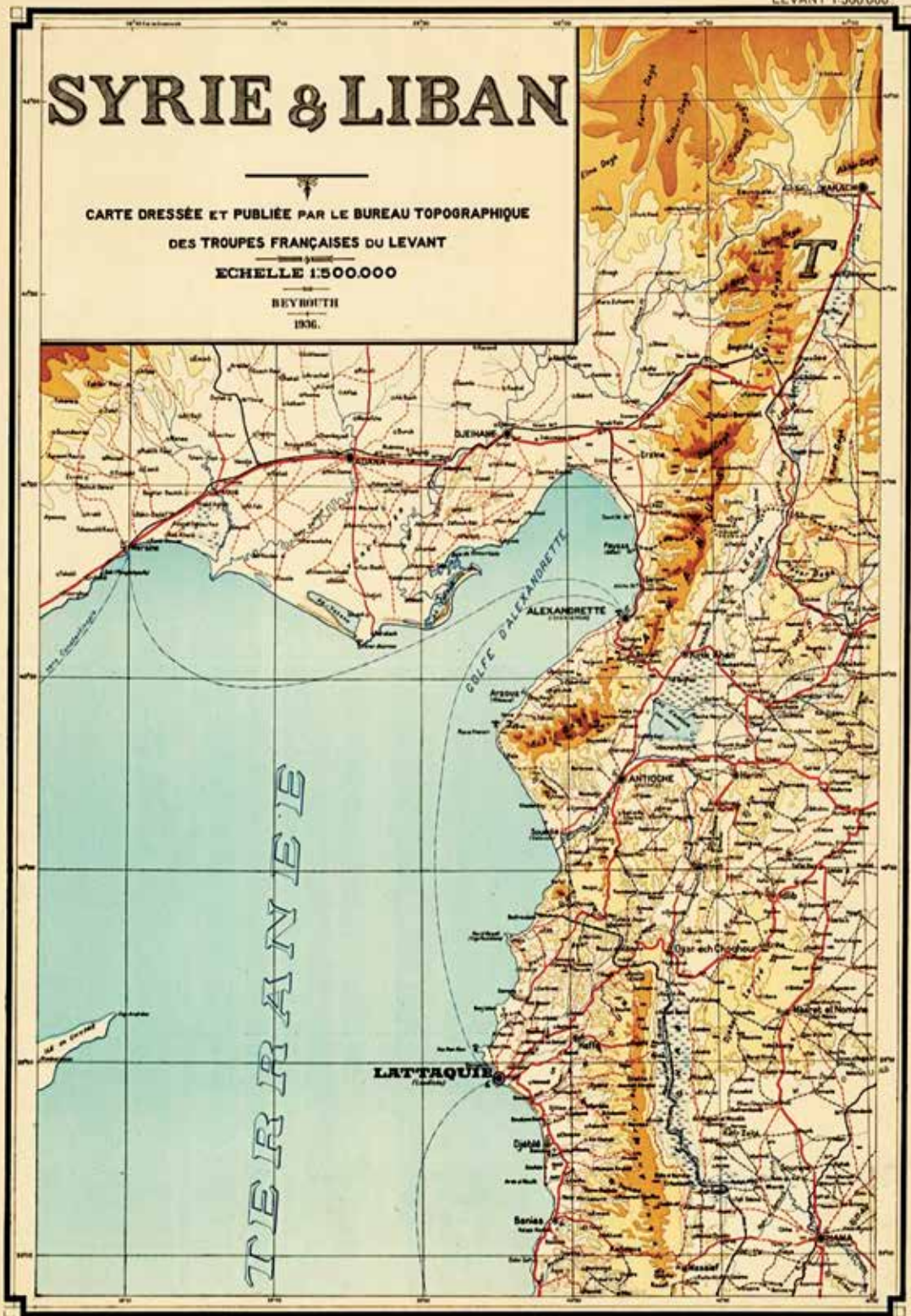
Mit dem Erstarren des Islamismus sieht Diarra das Überleben afrikanischer Traditionen ebenso gefährdet wie die Toleranz, immer noch Markenzeichen der malischen Gesellschaft. Und was macht die Lebensweise der Wahhabiten – Vollverschleierung von Frauen, Ablehnung von weltlicher Musik und Tanzvergnügen – für viele attraktiv? „Unsere Politiker“, erklärt Diarra, „haben die säkularen Ideen diskreditiert.“ So verlor der inzwischen verstorbene demokratisch gewählte Präsident Ibrahim Boubacar Keïta 2020 durch einen Militärputsch seine Macht, nachdem bekannt geworden war, dass sein Sohn Millionen an öffentlichen Geldern für ein Luxusleben auf Ibiza verschwendet hatte. Diarra: „Die Religiösen setzen sich dagegen als moralische Autorität in Szene.“

Die Malier:innen müssten lernen, nicht den Träumen anderer zu folgen, sondern ihre eigenen wieder zu finden, hat der Schriftsteller in einem seiner Bücher geschrieben. Um Toleranz und Meinungsvielfalt zu fördern, hat er einen Lektüreclub ins Leben gerufen. Er erzählt von Rechtsanwälten, Imamen, Männern, Frauen und Jugendlichen, die jeden Samstag über ein anderes Buch oder Thema debattieren – nach festen Regeln: Ein Sprecher trägt das Pro vor, ein anderer das Contra. Der Zulauf ist enorm. Vielen Menschen fehlten die intellektuellen Werkzeuge, um sich komplexe Probleme erklären zu können. „Wer hier zuhört“, sagt Diarra, und klatscht in die Hände, „der geht den Predigern der einfachen Lösungen nicht mehr so schnell auf den Leim.“ ● J.F.



# SYRIE & LIBAN

CARTE DRESSÉE ET PUBLIÉE PAR LE BUREAU TOPOGRAPHIQUE  
DES TROUPES FRANÇAISES DU LEVANT  
ECHELLE 1:500,000  
BEYROUTH  
1936.



# Erst Kolonialismus, dann Diktatur

Erst kamen die Briten, dann die Franzosen: Das heutige Syrien, wo der Frieden nicht ferner sein könnte, wurde gleich mehrfach kolonisiert. Heute wird der Unabhängigkeitstag mit Bildern von Wladimir Putin an der Wand begangen. Eine Kurzgeschichte.

75 Jahre ist es her, da setzte sich Faris al-Churi, Syriens Vertreter im frisch gegründeten UN-Sicherheitsrat auf den Platz des französischen Repräsentanten. Der erschien, regte sich auf, forderte den Syrer auf, seinen Stuhl zu räumen. Al-Churi ignorierte die Einladung, zog seine Taschenuhr hervor, schaute auf ihren Zeiger.

Egal, wie wütend der Franzose wurde: 25 lange Minuten blieb er auf seinem Stuhl sitzen. Dann erhob er sich und sagte: „Sehr geehrter Botschafter, ich habe 25 Minuten auf Ihrem Stuhl gesessen, und Sie verlieren fast den Verstand, wollen mich am liebsten umbringen! Syrien hat 25 Jahre lang die Anwesenheit Ihrer Soldaten geduldet. Nun ist es an der Zeit, dass die französischen Besatzer mein Land verlassen!“

Im selben Jahr, am 17. April 1946, zog der letzte französische Soldat aus Syrien ab. Aus dem Datum wurde der nationale syrische Unabhängigkeitstag, den wir bis heute feiern.

Ich erinnere mich, als ich 16 war, begingen wir den Unabhängigkeitstag in der Schule. Doch was taten wir? Wir schmückten die Wände mit Bildern des Diktators Hafiz al-Assad, dem Vater des heutigen Präsidenten. Dabei hatte dieser zur Unabhängigkeit gar nichts beigetragen, er kam erst 24 Jahre nach dem Ende des Kolonialismus an die Macht. Trotzdem war er der Star der Feierlichkeiten! Sogar ein Wandgemälde an unserer Schule zeigte syrische Helden im Kampf gegen den französischen Kolonialismus – und Hafiz al-Assad führte sie an! Obwohl ich bis nach meinem Studium in Syrien lebte und sogar als Journalist arbeitete, erfuhr ich von dem eigentlichen Helden Faris al-Churi erst, als ich das Land verließ und Zugang zum freien Internet hatte.

Nach dem Tod von Hafiz al-Assad im Jahr 2000 wurde umdekoriert. Fortan zierten Bilder seines Sohnes, des Diktators Baschar al-Assad, die Wände. Immerhin zeichneten sie den jungen Assad nicht auch noch als Unabhängigkeitshelden nach.

Dafür passierte etwas noch Schlimmeres: Heute werden in Syrien am 17. April Bilder des russischen Präsidenten Wladimir Putin aufgehängt; auch an den Schulen. 2021 fand die große Unabhängigkeitsfeier sogar auf einem russischen Militärstützpunkt statt, der vor fünf Jahren auf syrischem Boden errichtet wurde!

Diktatur ist nicht weniger schlimm als Kolonialismus! Es gibt ein Sprichwort, das besagt: Ein tyrannischer Herrscher bringt Kolonialismus. Das ist in meinem Land passiert. Nach dem Ende des französischen Kolonialismus fanden viele Militärputsche statt. Durch den letzten dieser Putsch kam 1970 Hafiz al-Assad an die Macht. Nach seinem Tod vererbte er diese an seinen Sohn, der sie seither mit allen Mitteln verteidigt. Als 2011 sein Rücktritt gefordert wurde, schlug er die Revolution nieder. Seither nutzte und nutzt er im Kampf gegen die syrische Demokratiebewegung alle ausländischen Kräfte, die sich ihm bieten, um seine Position zu sichern: russische Streitkräfte, iranische Streitkräfte, libanesische Milizen.

Zum Glück für Faris al-Churi – der einst den Stuhl seines französischen Besatzers besetzte – starb dieser vor 60 Jahren. Was aus der Unabhängigkeit wurde, für die er so kämpfte, musste er nicht mehr erleben. Damit blieb ihm erspart, zu sehen, wie auf eine Besatzung die nächste folgte. Und wie ein Diktator die Unabhängigkeit seines Landes gegen die Macht verkaufte!

● Abdolrahmen Omaren

SARAYA GOMIS



**Saraya Gomis** ist Vorstandsmitglied bei EOTO (EachOneTeachOne). Das Bildungs- und Empowerment-Projekt in Berlin wird u.a. vom Bundesfamilienministerium als eine von drei Organisationen im Rahmen des Kompetenznetzwerks „Rassismus gegen Schwarze Menschen“ gefördert. Von 2016 bis 2019 war sie Antidiskriminierungsbeauftragte für Schulen des Berliner Senats. Seit Ende 2021 ist sie Staatssekretärin für Vielfalt und Antidiskriminierung der Berliner Senatsverwaltung für Justiz, Vielfalt und Antidiskriminierung.

Mit dem „Afrozensus 2020“ legte EOTO 2021 die erste bundesweite wissenschaftliche Studie zu Perspektiven, Rassismuserfahrungen und Engagement Schwarzer Menschen in Deutschland vor. Im gleichen Jahr erschien das Heft „Politik postkolonial“ (Wochenschau Verlag) für den Einsatz in der Sekundarstufe II. Sein Ziel ist, Lerngruppen darin zu unterstützen, hegemoniales Wissen aus post- und dekolonialer Sicht hinterfragen zu lernen.

*Ein Themenheft über Kolonialismus, ein Gespräch über Diskriminierung im Schulalltag: Können Sie uns sagen, welcher Zusammenhang da besteht?*

Saraya Gomis: Ein vielfacher. Wieviel Platz haben wir?

*Vielleicht werfen Sie ein paar Schlaglichter.*

Studien zu Schulbüchern belegen, dass Bilder aus der Kolonialzeit bis heute wiederholt werden – etwa wenn der afrikanische Kontinent als homogene Einheit oder als geschichtslos dargestellt wird. Beim Sprechen im Unterricht über „Afrika“, „Asien“, den „Orient“ setzen sich diese Bilder fort. Das bedeutet: Es gibt Kontinuitäten, wie über jene gesprochen wird, die einst koloniale Objekte waren, dazu, wie wir heute über Migration und Integration sprechen. Natürlich haben wir es nicht mehr mit dem Rassismus der Kolonialzeit zu tun. Doch Traditionslinien wurden fortgeschrieben. Diese werden auch bei einem Blick in die Bildungsgeschichte deutlich: Wenn wir uns im Unterricht mit Quellen der Kolonial- und Missionsschulen beschäftigen, sind viele erstaunt, wie viele Parallelen es beim Sprechen über und der Bewertung von Eltern von Schüler\*innen gibt. Und: Auch die Repräsentationen von Menschen in Schulbüchern spielen in dieses Thema hinein: Wer wird in welcher Rolle dargestellt und wer nicht?

*Können Sie dafür ein Beispiel geben?*

Eins aus der feministischen Forschung kennt nahezu jede\*r: Wenn Mädchen und junge Frauen Berufe als männlich präsentiert bekommen, stellen sie sich nicht vor, dass diese für sie etwas sein könnten. Das lässt sich übertragen: „Ich wusste gar nicht, dass Schwarze Menschen Lehrerin werden können“ – so etwas höre ich immer wieder.

Im Kontext des Kolonialismus wäre zudem wichtig, im Zuge einer anti- und dekolonialen Überwindung Sichtweisen aus dem globalen Süden mindestens gleichberechtigt zu Wort kommen zu lassen. Plastisch lässt sich das am Geschichtsunterricht darstellen: Anstatt ein globales Ver-

ständnis von Geschichte(n) zu fördern, wird Schüler\*innen oft immer noch eine vorrangig nationale und eurozentrische Sicht präsentiert. Zum Beispiel erfahren alle Schüler\*innen in Deutschland etwas über die Französische Revolution. Doch kaum eine Klasse erfährt, dass und warum, parallel dazu und verknüpft damit, in Haiti eine Revolution stattfand. Dabei bräuchte es schon allein für ein umfassendes Verständnis der Französischen die Auseinandersetzung mit der Haitianischen Revolution.

*Was weiß man darüber, inwieweit Schüler\*innen in Deutschland auch in der Bewertung diskriminiert werden?*

Immer wieder eindrucksvoll, beispielsweise für Lehramtsstudierende, ist die „Max- und-Murat-Studie“: Darin bekamen angehende Lehrer\*innen einen identischen Text von einem Max und einem Murat vorgelegt. Hieß der fiktive Schüler Murat, wurde er eine halbe Note schlechter bewertet als Max. Außerdem wissen wir, dass es persönliche Bewertungen von Schüler\*innen durch Lehrende gibt, die (kolonial-)rassistische (Welt-)Bilder widerspiegeln. Das melden uns etwa Beratungsstellen. Wichtig bei all dem: Diskriminierungen wirken sich nicht nur auf die Bewertung negativ aus, sondern auf den gesamten Lernprozess und auch auf die Gesundheit.

*Die allermeisten Pädagog\*innen würden weit von sich weisen, zu diskriminieren.*

Ja, natürlich. In vielen Fällen geht es nicht um absichtliches oder ideologisch begründetes Verhalten – gleichwohl es auch das gibt. Doch internationale Vereinbarungen wie das UN-Übereinkommen oder die EU-Antirassismus-Richtlinie sagen deutlich: Für Diskriminierung ist nicht die Absicht entscheidend. Wo Ausschluss oder Benachteiligung als Folge stattfindet, liegt Diskriminierung vor. Und dabei haben wir noch nicht über strukturelle und institutionelle Diskriminierungen gesprochen.

*Worauf beziehen sich Beschwerden, die Sie bei EOTO erreichen?*

Auf alle Bereiche. Das Verhalten von Lehrenden im Zusammenspiel mit diskriminierenden Materialien ist – neben interaktionellen rassistischen Diskriminierungen in Wort und Tat – immer wieder Inhalt von Beschwerden. Ebenso Folgen eines rassistischen, defizitären Blicks auf bestimmte Eltern oder Schüler\*innen, in Klassen- oder Notenkonferenzen oder in der Zusammenarbeit mit Jugendamt oder Schulpsychologie. Viele Beschwerden haben mit schulischen Prozessen zu tun, die ausschließenden Charakter haben, ohne dass das allen bewusst ist. Dasselbe gilt für Diskriminierung aufgrund von Werten und Traditionen, die sich in Sätzen wie „So machen wir das hier nun einmal“ äußern. Auch das zeigt: Eine Lehrperson muss nicht individuell Ungleichheitsvorstellungen anhängen, um zu diskriminieren. Das System Schule wirkt auf uns alle.

*Oft wird gefordert, Lehrer\*innen sollten die Gesellschaft abbilden – und nicht vor allem weiße Deutsche sein.*

„Das System Schule wirkt auf uns alle.“

Einerseits wäre das für Schüler\*innen wichtig, eben zum Beispiel, damit sie erleben, dass Menschen wie sie auch Lehrer\*in werden können. Andererseits gilt: Nur weil eine Lehrkraft nicht-weiß ist, ist sie noch keine diskriminierungskritische Pädagog\*in, auch wenn sie gegebenenfalls Expert\*in für bestimmte oder mehrere Diskriminierungen sein kann. Mit oberflächlicher Repräsentation ist es nicht getan.

### *Sondern?*

Es braucht eine diskriminierungskritische Ausbildung für alle. Das A und O des Lehrberufs ist, Diskriminierungs-Dimensionen zu (er)kennen und den eigenen Unterricht reflektieren zu können. Ebenso muss man wissen, wie Prävention und Intervention aussehen, wie Antidiskriminierung in Schulen umgesetzt werden kann, wo eventuell Grenzen liegen. Das heißt nicht, dass ein\*e Lehrer\*in jede Diskriminierung selbst bearbeiten muss. Doch man muss etwa wissen: Wann muss ich einschreiten, wann kann ich einschalten, wie gehe ich mit Beschwerden um?

### *An wen wenden sich Schüler\*innen im Falle einer Diskriminierung am besten?*

Auf den Bildungsbereich spezialisierte Antidiskriminierungsstellen gibt es leider immer noch sehr wenige. Doch die meisten bearbeiten auch Fälle aus Schule und Kita oder können verweisen. Wir empfehlen zu schauen, welche Beratungsstelle es in der Region gibt, etwa in einer Übersicht des Antidiskriminierungsverbandes Deutschland. In einigen Kommunen gibt es auch Ombudsstellen für Gleichbehandlung und Antidiskriminierung, in Berlin zum Beispiel bei der Senatsverwaltung für Justiz. Eine dringende Forderung lautet: Es braucht flächendeckend eine Beratungsinfrastruktur und niedrigschwelligen Zugang zu solchen Anlaufstellen.

### *Der am nächsten liegende Weg wäre ein innerschulischer, zu dem raten Sie nicht?*

Nein, zumindest nicht exklusiv, auf dem regulären Beschwerdeweg, und wenn die Ansprechperson keine spezifische Ausbildung hat. Wer Grund zur Beschwerde hat, wird meist erst zur Fach-, dann zur Klassen-, dann zur pädagogischen und später zur Schulleitung geschickt – muss also mindestens vier Mal seine Geschichte erzählen. In einer Umgebung, die von einem enormen Machtgefälle geprägt ist, ist das eine Zumutung. Auch die Reaktionen folgen oft einer Logik, die von Skepsis bis Abwehr geprägt ist, nach dem Motto „Ich kenne doch Frau X, das ist eine ganz nette.“ Das mag sein, sagt aber nichts aus. Ich finde mich auch ganz nett. Dennoch gehe ich fest davon aus, dass ich diskriminiere.



### **Gib mir mal die Hautfarbe**

*Olaolu Fajembola,  
Tebogo Nimindé-Dundadengar*

Was bedeutet afrodeutsch, was ist eine Bindestrich-Identität, warum wird Schwarz groß geschrieben? Verständlicher als in diesem Buch lässt sich Rassismuskritik und Diversitätssensibilität kaum erklären. Mit Beispielen, Checklisten – zu vermeidender – rassistischer Äußerungen und vielem mehr. Die Frage, wo ich als weißer Mensch selbst rassistisch handle, wird ebenso beantwortet wie jene, wie ich als Person of Colour (m)ein Kind schütze und ermutige. Hilfreich nicht nur für Eltern, Erzieher\*innen und Grundschullehrkräfte.

*Beltz Verlag, Weinheim 2021,  
247 Seiten*

### *Tatsächlich?*

Ja, allein aufgrund meiner Position, als Erwachsene, die sich in der besagten Machtposition befindet, ist das mindestens im Kontext von Adultismus sicher. Allein, weil das auch die Struktur von Schule ausmacht und ich darin arbeite.

### *Was ist mit Vertrauenslehrenden?*

Mit einzelnen gibt es gute Erfahrungen– aber auch nicht so gute, wenn die Kolleg\*innen nicht wissen, wie Diskriminierungen pädagogisch bearbeitet werden. Anders als Streitfälle oder ähnliches lassen sie sich zum Beispiel nicht im Rahmen eines Klassenrates verhandeln, womöglich noch mit einer Abstimmung: „Ist das Diskriminierung oder nicht?“.

### *Gibt es auch gute Beispiele aus Schulen?*

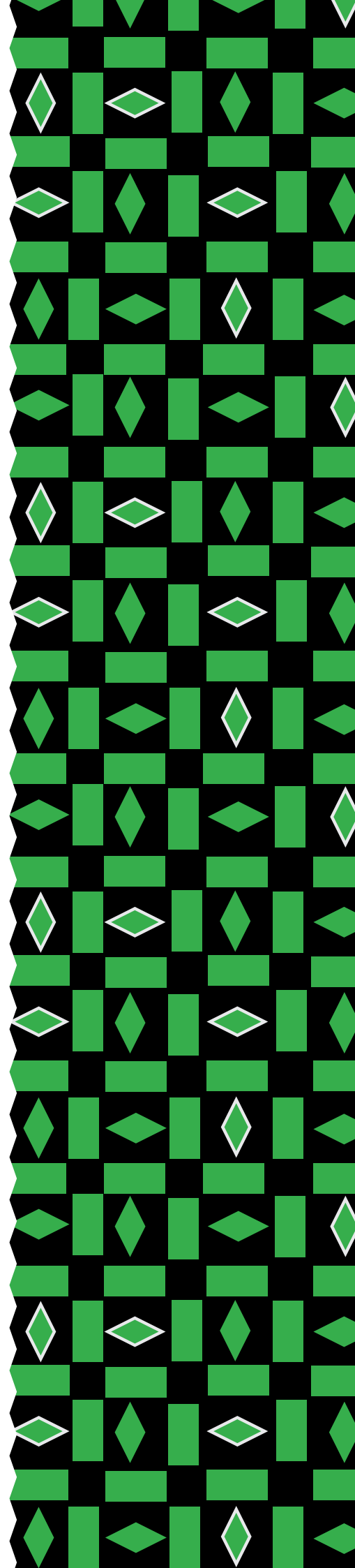
Ja, die Gleichzeitigkeit von positiven Beispielen und abertausenden sogenannten Einzelfällen gehört zusammen. Sinnvoll kann ein multiperspektivisch besetztes Antidiskriminierungsteam sein, das aus Schüler\*innen, Eltern und pädagogischem Personal besteht. Auch Beschwerdeverfahren, die inner- und außerschulische Wege kombinieren, haben manche Schulen etabliert. Oder sie sind eine Kooperation mit einer Beratungsstelle eingegangen und haben sich professionell auf dem Weg zu einer diskriminierungskritischen Schule begleiten lassen. Das ist – jenseits anstehender bildungspolitischer Transformationen – einer der besten Wege, weil er die gesamte Schule in den Blick nimmt. Doch insgesamt gilt: Den richtigen Weg gibt es nicht. Vieles hängt von der Schule und ihren Bedingungen ab.

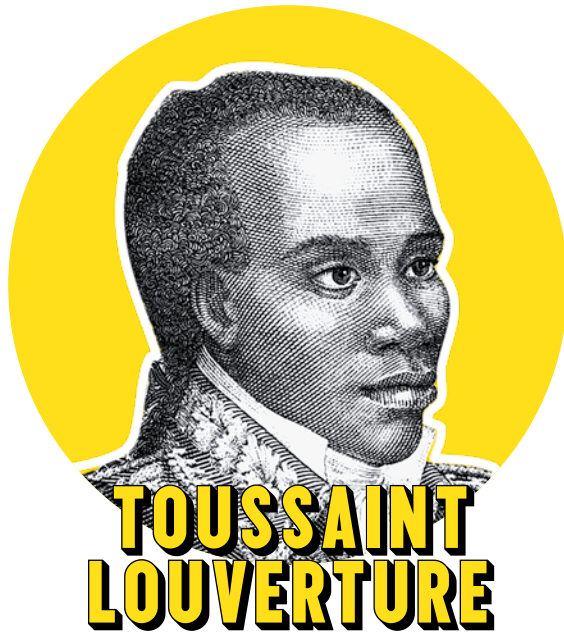
### *Die sind oft nicht gut.*

Ja. Um das Thema ernst zu nehmen, bräuchte es zahllose Veränderungen: strukturell, institutionell, bei der Ausstattung. Schule findet unter Bedingungen statt, die nicht einmal internationalen Vereinbarungen gerecht werden, weil Diskriminierung in vielfacher Hinsicht strukturell und institutionell begünstigt statt bekämpft wird. Dennoch ermutige ich Schulen, sich auf den Weg zu machen – selbst wenn die Arbeit Stückwerk bleiben muss. Gelingt ein diskriminierungskritischer Unterricht, geht das auch mit einer immensen Entlastung von Lehrenden einher.

### *Warum ist das so?*

Er führt zu Lerngruppen, in denen Schüler\*innen an der Frage mindestens mit-, wenn nicht sogar besser daran arbeiten, ob der Unterricht für alle gut läuft. So achtet im besten Fall jede und jeder mit darauf, ob alle angemessen berücksichtigt werden. ● Jeannette Goddar





Robespierre kennt jede\*r. Von Toussaint Louverture haben Schüler\*innen wie Erwachsene in Deutschland häufig nie gehört. Dabei führt der 1743 geborene Sohn einer aus Westafrika verschleppten Sklavenfamilie nur wenige Jahre nach den Jakobinern ebenfalls eine Revolution an. Ab 1791 erheben sich in der französischen Kolonie Saint-Domingue, dem heutigen Haiti, zunächst Schwarze Plantagenbesitzer gegen die weiße Vorherrschaft. Daraus entsteht die erste maßgeblich von versklavten Menschen vorangebrachte Revolution.

## Wir können mehr sein

*Aminata Touré*

Als Aminata Touré in einer Geflüchtetenunterkunft in Schleswig-Holstein die Welt kennenlernt, brennen in Deutschland Asylheime und Häuser, in denen „Ausländer“ wohnen. Mit 27 Jahren wird sie 2019 zur Vizepräsidentin des schleswig-holsteinischen Landtags gewählt. In der Zwischenzeit war sie an einer *Schule ohne Rassismus – Schule mit Courage* aktiv, heute ist sie Patin an drei Courage-Schulen, darunter die Polizeischule in Eutin. Im Sinne von Ermächtigung und Empowerment erzählt sie in diesem Buch ihre Geschichte. Denn, so Touré, um Gleichberechtigung bittet man nicht. Sie muss eingefordert werden.

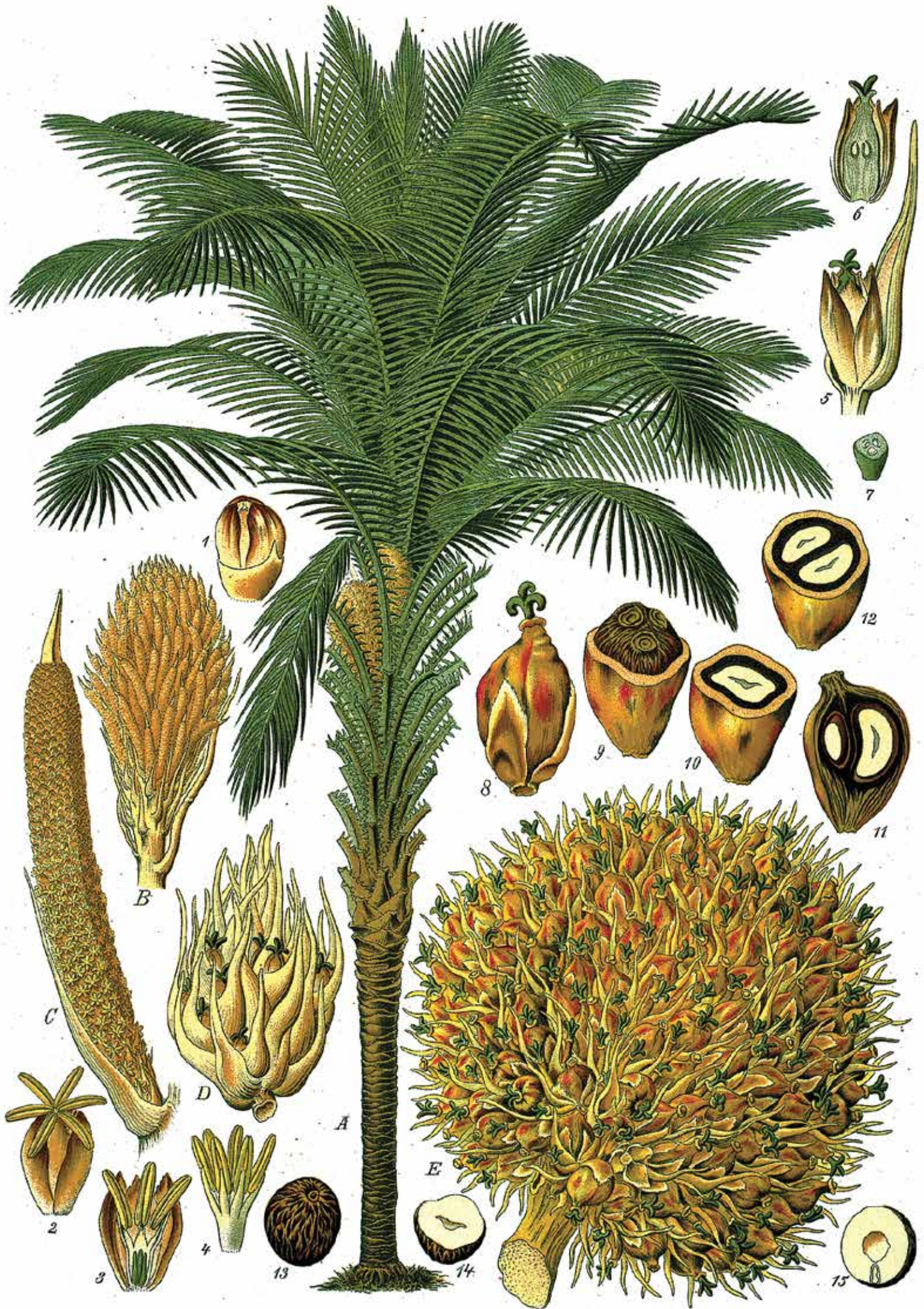
KiWi Verlag, Köln 2021, 272 Seiten

François-Dominique Toussaint Louverture war von seinem „Besitzer“ im Jahr 1776 „freigelassen“ worden. Er lernt Lesen und Schreiben und entwickelt sich bald zum Guerilla-, Heeres- und Verhandlungsführer im Kampf gegen die von der Revolution in ihrer Heimat durchgeschüttelten Franzosen. Unterstützt werden die Revolutionäre von Spanien, das seinen eigenen Einfluss auf der Insel ausbauen will.

Zu Lebzeiten erreicht der haitianische Revolutionsführer sein Ziel einer unabhängigen Schwarzen Republik nicht. Als 1804 mit Haiti der erste und einzige von ehemaligen Sklaven gegründete Staat der Weltgeschichte entsteht, ist er bereits tot; gestorben 1803 in einer Gefängniszelle im französischen Jura-Gebirge, wohin ihn die Kolonialisten verschleppt haben. Doch er verhandelt eine Verfassung, in der eine auf Freiheit und Gleichheit basierende Ordnung unter kolonialen Bedingungen festgeschrieben wird. Kein Mensch soll mehr einen anderen Menschen besitzen. Die Sklaverei ist abgeschafft.







# **„Warum haben die überhaupt Kinder verschleppt?“**



Postkoloniale Theorie stellt Positioniertheit und Privilegien in den Mittelpunkt. Wer kann sprechen, wessen Stimme wird gehört, wer ist dieses „Wir“, von dem so oft die Rede ist? Wer sich diese Fragen stellt, muss lieb gewonnene Gewissheiten hinterfragen. Wie lässt sich das mit pädagogischen Zugängen verknüpfen? Die Macher\_innen von Decolonize München ließen Jugendliche auf einem Friedhof recherchieren, welche Geschichten aus der Kolonialzeit erzählt werden – und welche nicht.

Momentaufnahme: Vor dem Eingang des Münchner Südfriedhofs steht ein kleines Grüppchen im Regen. Ich beginne den Rundgang mit der Frage: „Warum sind wir heute hier?“ Die Antwort kommt so schnell wie banal: „Weil hier tote Leute liegen.“ Ich lasse das vorerst so stehen, irgendwie ist es ja eine ziemlich präzise Antwort.

Die erste Station ist das Grab von Johann Baptist von Spix. Eine Schülerin liest auf ihrem Display: „Er reiste von 1817 - 1820 mit dem Botaniker Carl Friedrich Philipp von Martius durch Brasilien. Zwischen 1819 und 1820 befuhren sie dann auch den Amazonas. Von dieser Expedition brachten sie – nach eigenen Aufzeichnungen – eine Sammlung von 6.500 Pflanzen, 2.700 Insekten, 85

Säugetieren, 350 Vögeln, 150 Amphibien und Reptilien sowie 116 Fischen nach Deutschland zurück.“

Die Fragezeichen auf den Gesichtern lösen sich noch nicht auf. Vielen scheint unklar zu sein, warum dieser verregnete Spaziergang sein muss. Wir gehen weiter zum Grab von Carl Friedrich Philipp von Martius, dem damaligen Reisegefährten von Spix. Ein Schüler liest vor: „Die mitgebrachten Pflanzen und Tiere bilden heute unter anderem eine wichtige Grundlage der Zoologischen Staatssammlung München. Außerdem brachten die Forscher zahlreiche ethnografische Sammelstücke mit, die sich heute im Völkerkundemuseum befinden. Aber nicht nur exotische Pflanzen und Tiere gehörten zur ‚Ausbeute‘ der beiden Forscher, sie ver-

schleppten auch zwei Kinder: Juri und Miranha. Beide verstarben nach kurzer Zeit in München. Sie wurden am Alten Südlichen Friedhof beerdigt.“

Momentaufnahme: Einige runzeln die Stirn, einer meldet sich: „Warum haben die überhaupt Kinder verschleppt?“

Wir kommen ins Gespräch: „Warum ist das Grab von Martius so gut gepflegt, warum ist er ein so viel geehrter Mann?“ Ich erzähle ihnen, dass in München Straßen nach Spix und Martius benannt sind. Wir sprechen über europäischen Forschergeist und das Selbstverständnis, mit dem Menschen anderer Kontinente zu Objekten der Wissenschaft gemacht wurden.

Die nächste Station ist das Grab des 1895 verstorbenen bayerischen Kultusministers Ludwig August von Müller. An dieser Stelle befand sich bis Ende des 19. Jahrhunderts das Grab von Juri und Miranha, den beiden Kindern, die Spix und Martius aus Brasilien mitbrachten.

Twitter: „Dort lagen juri und miranha. Heute liegt dort Ludwig von Müller. So mit kein Gedenk an die beiden.“ #dekolonisieren

An dieser Stelle erfahren die Schüler\_innen mehr: Juri und Miranha waren gar nicht die tatsächlichen Namen der beiden Kinder, sondern nur die Bezeichnungen für ihre Herkunftsgruppen. In München wurden sie auf die christlichen Namen Johannes und Isabella getauft. Da sie nicht die gleiche Sprache beherrschten, konnten sie sich untereinander nicht verständigen.

Twitter: „Wer spricht? Die Namen der Verschleppten nie genannt! Die Sprachen der Verschleppten verschieden!“ #dekolonisieren

Im Gespräch mit den Schüler\_innen wird aber auch deutlich, aus welchen Quellen all diese Informationen stammen und wer in dieser Geschichte (nicht) „spricht“: Durch ihren Atlas, die Aufzeichnungen von der Reise, unzählige Urkunden, Auszeichnungen und Briefwechsel gibt es viele Möglichkeiten, sich den Blick von Martius und Spix auf die Welt zu erschließen. Was völlig fehlt, ist der Blick der verschleppten Kinder. Da Juri und Miranha nach wenigen Monaten in München verstarben, gibt es heute keinerlei Möglichkeit, diesen kennenzulernen.

Das bedeutet: Ein kritischer dekolonisierender Ansatz ist immer darauf angewiesen, aus dem – von euro-päischem Überlegenheitsgefühl geprägten – Blick der Forscher\_innen, der Presse, des Königlichen Finanzministeriums etc. auf die Perspektive der Kinder zu schließen. Juri und Miranha hinterließen keine eigene Version dieser Geschichte.

Immer wieder stellt sich auf unserer Tour die Frage nach den Grundlagen westlicher/europäischer Wissenschaft: Wie entsteht Wissen? Wie und von wem wird Wissen gemacht? Spix und Martius haben den Grundstein für diverse zoologische, botanische und völkerkundliche Sammlungen in München gelegt und werden dafür bis heute geehrt. Dass dieser Drang, die Welt zu kategorisieren und zu katalogisieren, einhergehend mit einem Überlegenheitsgefühl, das selbst vor der Totenruhe nicht Halt machte, zeigt sich in Berichten über den Umgang mit Juri's Körper nach dessen Tod. Sein Kopf wurde angeblich abgetrennt, in Spiritus eingelegt und in der Schausammlung der Anatomie öffentlich ausgestellt.

Twitter: „Wissen ist Macht aber Macht ist nicht Wissen“ #dekolonisieren

In der Nähe des Südfriedhofs finden wir im Anschluss ein Beispiel für Möglichkeiten des Gedenkens: Am Maibaum am Karl-Heinrich-Ulrichs-Platz hängt eine Tafel, gestaltet von der peruanischen Künstlerin Mirtha Monge im Auftrag des Münchner Nord-Süd-Forums. Dort steht – formuliert als Vision oder Forderung – „Juri und Miranha-Allee“. Bis zur Benennung einer Münchner Straße nach Juri und Miranha wird vielleicht noch ein wenig Zeit vergehen. Aber als Schlusspunkt eines Rundgangs über den Südfriedhof, auf dem Schüler\_innen Stück für Stück die Geschichte der brasilianischen Kinder Juri und Miranha und der Forschungsreisenden Spix und Martius erfahren, kann diese Station zum Nachdenken und zur Diskussion über Gedenken und Erinnerung anregen.

Twitter: „An die Deutschen wird gedacht und die Afrikanischen Gefallenen werden vergessen. Alter südlicher Friedhof.“ #dekolonisieren

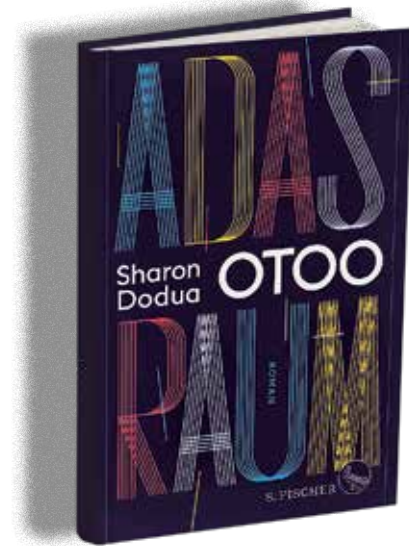
● Eva Bahl

*Der Text ist die gekürzte Fassung eines Beitrags in dem lesenswerten Katalog „Decolonize München“ (Edition Assemblage 2015).*



Wer in Tansania „Mwalimu“ sagt, Kisuaheli für „Lehrer“, bezieht das oft nicht auf die Schule, sondern auf den ersten Präsidenten. Julius Nyerere kommt 1922 in der Nähe des Viktoriasees als Sohn eines Mannes auf die Welt, dem die deutschen Kolonisatoren den Titel „Chief“ verliehen hatten. Er studiert in Uganda und Schottland. Nach seiner Rückkehr arbeitet er in seiner inzwischen unter britischer Mandats Herrschaft stehenden Heimat als Lehrer. 1954 gründet er die Unabhängigkeitspartei Tanganyika African National Union (TANU) mit. 1961 wird er der erste Präsident von Tansania, das in etwas anderen Grenzen das kolonisierte Tanganyika ablöst. Wie viele seiner Generation folgt Julius Nyerere einer panafrikanischen Idee und hätte gern mit den Nachbarstaaten Uganda und Kenia eine ostafrikanische Union gebildet. Er findet keine Mehrheit.

Nyereres politische Bilanz als Präsident ist gemischt: Sein Konzept eines afrikanischen Sozialismus („Ujamaa“) ist wirtschaftlich nicht erfolgreich, auch ein Mehrparteiensystem gibt es lange nicht. Dafür gelingt es in Tansania, die Bevölkerung mit einer Grundbildung zu versorgen. Im postkolonialen Afrika ist das längst keine Selbstverständlichkeit. Und er schafft in Daresalam einen wichtigen Anlaufpunkt für afrikanische Befreiungsbewegungen; aus Südafrika, Mosambik und Simbabwe, Uganda, Ruanda und Kongo. 1985 gibt er, anders als eine Reihe seiner Zeitgenossen, freiwillig die Macht ab. Als der bekannteste Elder Statesman des Kontinents nach Nelson Mandela vermittelt er bis ins hohe Alter bei Konflikten in den Nachbarländern. Im Jahr 1999 stirbt Julius Nyerere in London.

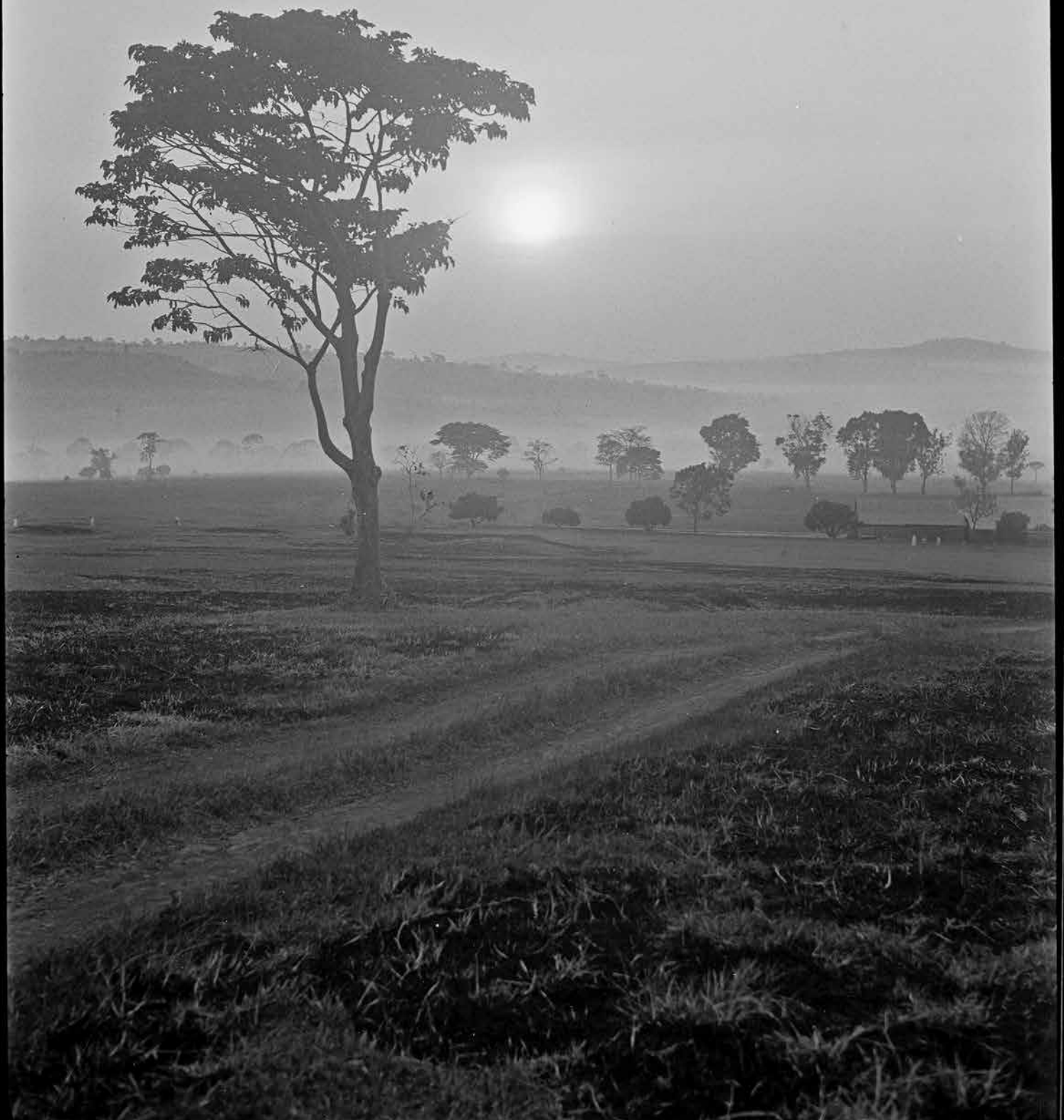


### **Adas Raum**

*Sharon Dodua Otoo*

Die Bachmann-Preisträgerin Sharon Dodua Otoo stammt aus einer ghanaischen Familie, wuchs in London auf, lebt in Berlin. In „Adas Raum“ führt sie ihre Protagonistin durch Länder wie Zeiten: nach Ghana im 15. Jahrhundert, als Zwangsprostituierte in ein KZ, als Mathematikerin Ada Lovelace nach London, als zeitgenössische Berlinerin auf Wohnungssuche. Sprachgewaltig und mit Humor geschrieben, ist das dennoch nicht leicht verdaulich: Die verschiedenen Adas werden mit Rassismus ebenso konfrontiert wie mit massiver Männergewalt und gleich zu Beginn mit dem Verlust eines Kindes. Lesenswert und im besten Sinne postkolonial ist der Roman dennoch.

*S. Fischer Verlag, Frankfurt a. M. 2021, 320 Seiten*



In the Rift Valley - Kenya 8416

# Die unvollständige Geschichte

Bis heute hören Schülerinnen und Schüler in Kenia mehr über ihre „Entdecker“ als über die Verschleppung ihrer Vorfahren. Vor allem aus der Literatur kommen Perspektiven, die der Geschichte Afrikas eher gerecht werden.

Nicht besonders reich, mit schlechten Zähnen und ziemlich alt. So stellt sich die simbabwische Schriftstellerin Petina Gappah den schottischen Missionar und Forschungsreisenden David Livingstone vor, der im 19. Jahrhundert auf der Suche nach der Quelle des Nils mehrere Reisen durch Afrika unternahm. In ihrem Roman „Aus der Dunkelheit strahlendes Licht“ lässt sie seine afrikanischen Reisehelfer\*innen zu Wort kommen. „Unter diesen Helfern war eine Frau, die sich ununterbrochen über ihn lustig machte“, erzählte Petina Gappah während der Corona-Pandemie bei einer virtuellen Diskussion. „Sie sagte zu Livingstone: ‚Bist du verrückt? Warum in Gottes Namen rennst du durch die Gegend und suchst nach dem Ursprung eines Flusses, der schon immer da war und immer noch da sein wird, wenn du schon lange unter der Erde liegst?‘“

Männer wie Livingstone – christliche Missionare, Händler, Forschungsreisende und Kolonialbeamte – haben über Jahrhunderte das Bild der Europäer\*innen von Afrika geprägt und den Eindruck erweckt, die Geschichte des Kontinents habe erst mit ihrer Ankunft dort begonnen. Perspektiven von Afrikaner\*innen kamen so gut wie nicht vor: Ihr Wissen, ihre Meinungen, ihre Geschichten und Traditionen wurden weder gehört noch ernst genommen; oft wurden ihnen sogar ihre geistigen Fähigkeiten abgesprochen. Die Annahme, was nicht von europäischen „Entdeckern“ bereist, beschrieben und kartografiert war, gäbe es nicht, prägte auch das Denken aller Männer, die Geschichtsbücher schrieben. Als europäische Kolonialmächte ein Bildungssystem in afrikanischen Ländern etablierten, zementierten sie diese Sichtweise.

Die Auswirkungen erfahren kenianische Schüler\*innen weiterhin: Heute, fast 60 Jahre nach der Unabhängigkeit Kenias von britischer Kolonialherrschaft, gibt es kein Fach Geschichte an den staatlichen Gymnasien.

Gelehrt wird stattdessen „Geschichte und Staat“, in dem es mehr darum geht, wie eine Regierung funktioniert. Historische Begebenheiten werden nicht chronologisch erzählt, sondern eher willkürlich Kapiteln zugeordnet, wie etwa Landwirtschaft, Handel oder industrielle Entwicklung. Ein historischer Zusammenhang bleibt offen. Zum Beispiel ist der transatlantische Sklavenhandel, durch den schätzungsweise 12 Millionen Afrikaner\*innen innerhalb von 400 Jahren in ein unfreies Leben abtransportiert wurden, kurz unter „Handel“ erwähnt. Sogar die Zahl der Verschleppten fehlt.

Im Kapitel zum Kolonialismus werden Männer wie Livingstone oder Henry Morton Stanley als „Entdecker“ beschrieben, die „Afrikas prachtvolle Merkmale, organisierte Königreiche und endlose Ressourcen der Welt offenbarten“. Um gleich darauf Livingstone zu zitieren, der seine Absicht kundtut, Afrika für den Handel und das Christentum zu erschließen. Auch dieser Absatz im Geschichtsbuch bleibt unkommentiert. Ebenso der zu den Grenzziehungen und zur Schaffung neuer Territorien in Afrika durch die Europäer, ungeachtet bereits bestehender Grenzen und der Wünsche dort lebender Gesellschaften. „Dies führte zu Grenzkonflikten in Afrika“, steht im Schulbuch. Eine Aneinanderreihung von Fakten ohne Einordnung. Eine unvollständige Geschichte.

Kein Wort auch zur Verbreitung des Islams in Afrika. Die wissenschaftliche Revolution, versteckt im Kapitel zur Industrialisierung, begann dem kenianischen Lehrbuch zufolge im 16. Jahrhundert in Europa. Afrikas Zentren der Forschung und Gelehrsamkeit, wie im 14. Jahrhundert die Stadt Timbuktu im heutigen Mali (siehe Seite 48)– kenianische Gymnasiast\*innen lernen darüber nichts. Geschichte wird nicht aus afrikanischer Perspektive gelehrt, Afrika nicht als historische Einheit wahrgenommen.

„Die Rolle von Afrikaner\*innen als Schöpfer\*innen ursprünglicher Kulturen, die Jahrhunderte überdauert haben, wird übersehen. Afrikanische Kulturen sind nicht einmal erwähnt“, analysiert die kenianische

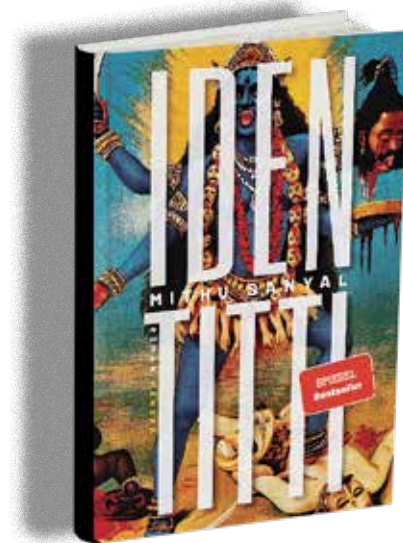
Bildungswissenschaftlerin Mary Nasibi. „Man wundert sich, wie junge Menschen aus Afrika ihren Platz in der Welt finden sollen, wenn sie ihre Wurzeln nicht kennen.“

Für den kenianischen Historiker Babere Chacha ist diese Form der Geschichtsvermittlung von der Regierung gewollt und kontrolliert, seit Jahrzehnten schon, um an der Macht zu bleiben. „Sie hat Angst davor, dass die Schüler\*innen zu viel über ihre Geschichte wissen, vom Widerstand gegen Unterdrückung erfahren, sich radikalieren könnten“, sagt er. Als Universitätsdozent für Geschichte bekomme er vom Staat keine Forschungsgelder, die gäbe es nur für Naturwissenschaften. Vor einigen Jahren ist sein Berufsverband vom Erstellen von Lehrplänen ausgeschlossen worden. „Wir hatten uns gegen diese oberflächliche Geschichtsdarstellung gewehrt.“

Der kenianische Literaturwissenschaftler Oduor Obura ist am Ufer von Afrikas größtem See aufgewachsen, der 1858 von einem anderen britischen Reisenden „entdeckt“ und nach der damals regierenden englischen Königin Victoria benannt wurde. Diesen Namen trägt der See bis heute. „Dabei haben die Ethnien, die um den See herum leben, schon lange vorher eigene Namen für ihn gehabt.“ Bei den Luo zum Beispiel, zu denen Obura gehört, heißt das Gewässer Nam Lolwe. „Leider lernen wir das nicht in der Schule“, bedauert er. „Dort beginnt die Geschichte Kenias mit der Ankunft der Europäer, und wir lernen, auf uns selbst durch eine europäische Brille zu blicken. Ich würde mir einen Lehrplan wünschen, der unsere afrikanische Diversität anerkennt statt sie zu marginalisieren.“

Schriftsteller\*innen wie Petina Gappah finden, dass Geschichte, die nur aus der Sicht von Europäern erzählt wird, längst nicht die ganze Wahrheit ist. Sie schreiben historische Romane, in denen die Bewohner\*innen des Kontinents die Hauptfiguren sind und ihre Erfahrungen und Sichtweisen eine zentrale Rolle spielen. „Wir können die Geschichtsschreibung nicht umschreiben“, sagt Gappah. „Aber wir können Dinge ans Licht bringen, wir können Ansprüche erheben. Historische Fiktion ermöglicht uns, die Geschichte aus der Sicht ganz kleiner Leben zu betrachten.“ Über ihren Roman über die „Forschungsreise“ Livingstones sagt sie: „Ich wollte mir aus der Absurdität dieser Reise einen Spaß machen. Da läuft dieser unglaublich egoistische Mann durch die Gegend und gibt Orten Namen, die bereits Namen haben.“

● Anja Bengelstorff

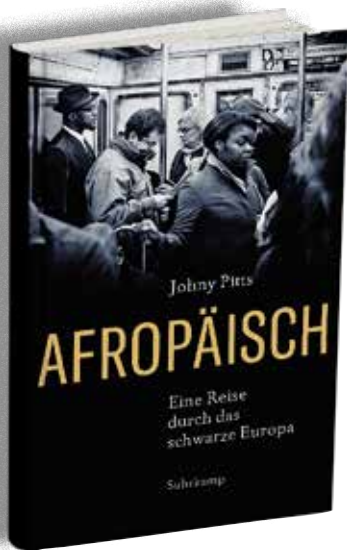


## Identitti

Mithu Sanyal

Als eine Professorin in den USA als Weiß geoutet wird, die sich über Jahre als Schwarze ausgegeben hat, führt das nicht nur dort zu einer Riesendebatte. Die Journalistin Mithu Sanyal überträgt den Fall nach Deutschland. Statt einfacher Antworten wirft der Roman um eine Düsseldorfer Postkolonialismus-Professorin und ihre Studentin immer mehr Fragen auf: zu Schwarz und Weiß, Othering, Identität und Identitätspolitik. Das Buch zeigt, wie komplex die Welt ist – und ist dabei, anders als all die akademischen Diskurse, die es aufgreift, auch noch humorvoll, voller Selbstironie und gut verständlich.

Hanser Verlag, München 2021, 432 Seiten



## Afropäisch

Johny Pitts

Im Norden von Margret Thatchers England als „Mitglied der schwarzen Arbeiterklasse“ geboren, begibt sich der Journalist und Autor Johny Pitts als Erwachsener auf eine Reise durch Schwarze Communities in Europa: von Paris bis Moskau, Stockholm bis Lissabon und auch nach Berlin. An all diesen Orten spricht er mit Menschen über ihr Leben, ihre Erfahrungen, ihre Identität. So entsteht nicht nur eine spannende Reisereportage, sondern auch ein erhellendes Werk über einen postkolonialen Kontinent.

Suhrkamp Verlag, Berlin 2021, 461 Seiten



## Kauft faire Produkte!

Eine Kolonie ist eine auswärtige Besitzung eines Staates, die politisch und wirtschaftlich von ihm abhängig ist. Deutschland war relativ spät dran und wollte dann auch noch ein Stück von Kuchen bekommen, nachdem ein überwiegender Teil schon für andere Länder aufgeteilt war. Der Kuchen ist hierbei eine Metapher für all die Länder, die als Kolonie besetzt werden sollten (überwiegend in Afrika und Asien). 1919 verlor Deutschland seine Kolonien durch den Versailler Vertrag. Viel mehr habe ich über Kolonialismus in der Schule nicht gelernt.

Mithilfe etwas Recherchearbeit habe ich herausgefunden: In den Kolonien herrschten Ausbeutung und Ungerechtigkeiten, und auch wenn sie keinen Bestand mehr haben, herrschen dort immer noch ähnliche Zustände. Dort setzt Fairtrade an, also der faire Handel mit Waren, die von ihrem Ursprung her Kolonialwaren sind. Deswegen setze ich mich als Schülersprecherin dafür ein, dass Fairtrade bei uns eine größere Rolle spielt.

Dazu gehört, dass wir Schülerinnen und Schüler uns ausführlicher mit dem Thema auseinandersetzen. Wichtig wäre, dass am Pausenkiosk oder im Schülerbistro mehr oder nur noch fair gehandelte Produkte verkauft werden. Denn Fairtrade-Organisationen setzen sich dafür ein, dass Produkte einen Mindestpreis bekommen. So werden höhere Löhne möglich, außerdem müssen gewisse Umwelt- und Sozialstandards eingehalten werden. Meine Meinung: Jede und jeder kann sich für fairen Handel einsetzen, egal, ob man in einer Organisation aktiv wird oder nur im Supermarkt Produkte mit Fairtrade-Siegel einkauft.

• Elena (16)





## GAYATRI SPIVAK

Gayatri Spivak ist gerade einmal 17 Jahre alt, als sie Kolkata, damals noch unter dem Kolonialnamen Kalkutta, verlässt, um in den USA zu studieren; keine untypische Laufbahn für Menschen im globalen Süden. Es ist 1959, das Licht der Welt hat sie 1942 in Britisch-Indien erblickt. Als junge Erwachsene studiert und promoviert sie an der Cornell University, damals wie heute eine US-Eliteuniversität, in Literaturwissenschaften. In den 1980er-Jahren wird Spivak zu einer der wenigen weiblichen Stimmen in den aufkommenden Postkolonialismus-Studien. Ihr bekanntestes Buch heißt, auch in der deutschen Übersetzung, „Can the Subaltern speak?“ Den „Subalternen“, wörtlich den „Untergeordneten“, hat der marxistische Denker Antonio Gramsci als Begriff entwickelt. In postkolonialen Theorien begegnet man ihm immer wieder. Gemeint sind Menschen, die am Rande der Gesellschaft und der Geschichte stehen.

Wenn Gayatri Spivak fragt, ob der Subalterne sprechen kann, geht es nicht nur um die Frage, ob er gehört wird. Sie hält marginalisierte Menschen im Wortsinne für sprachlos; jene in den einst kolonisierten Ländern angesichts des westlich-hegemonialen Wissens, das die Welt prägt; Frauen in Indien angesichts der patriarchalen Strukturen. Das Leben auf dem Subkontinent ist Spivak bis heute vertraut: Im ländlichen Westbengalen – dem Bundesstaat, in dem Kolkata liegt – betreibt die Literaturwissenschaftlerin mehrere Grundschulen. Das Ziel: Demokratiebildung und kritisches Denken.

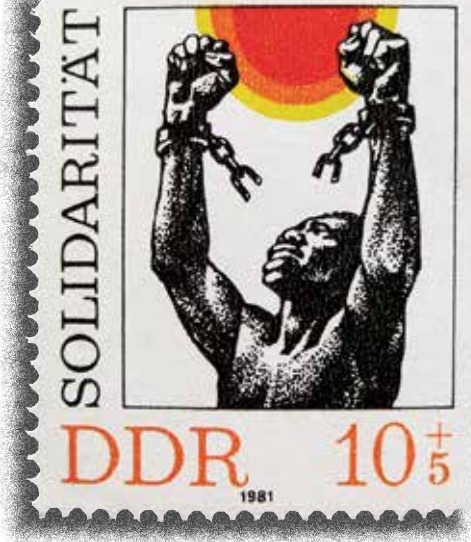


## EDWARD SAÏD

Wer sich mit Postkolonialismus befasst, kommt an Edward Saïd nicht vorbei. 1935 wird er in Jerusalem, im britisch verwalteten Palästina, geboren. Nach der Gründung Israels zieht die Familie nach Kairo. Als Junge mit englischem Vor- und arabischem Nachnamen und einer britisch-ägyptischen Schulbildung setzt er sich mit den Themen Sprache und Heimat früh auseinander. Als Kind habe er unter seiner „unklaren Identität“ gelitten, schreibt er später.

Mit dem Buch „Orientalismus“ entwickelt Edward Saïd als erwachsener Wissenschaftler so etwas wie das Gründungsdokument der Postkolonialismus-Studien. So pointiert, dass ihn Feuilletons gern aufgreifen, wirft der inzwischen in New York Lebende 1978 der Orientalistik vor, Menschen wie ihn – die „Orientalen“ – zu exotisieren und zu entmündigen. Der rein weiß geprägte Wissenschaftsdiskurs basiere auf (Vor-)Urteilen und einem rassistisch-kolonialistischen Blick, der Menschen aus dem Nahen und Mittleren Osten als anders und minderwertig betrachte. In den USA wie Westeuropa wird Saïd zur führenden arabischen Stimme. In arabischen Staaten gilt er vielen lange als sehr westlich geprägt.

Zeit seines Lebens setzt er sich für die Rechte der Palästinenser ein: In einer „kolonialen Militärbesatzung“ würden diese von Israel unterdrückt, erklärt Saïd. Für seine Kritiker:innen entwickelt er sich zunehmend zum Antisemiten. Der Eindruck verstärkt sich, als er vor einem israelischen Wachturm an der Grenze zum Libanon mit einem Stein in der Hand fotografiert wird. 2003 stirbt Edward Saïd an Leukämie.



So wenig wie die alte Bundesrepublik setzte sich die DDR mit der Kolonialgeschichte auseinander. Im vermeintlich überwundenen Kapitalismus schob man das Thema dem Westen zu. Zugleich lebten Arbeiter:innen und Studierende aus Afrika und Asien in einer Gesellschaft, in der Kontakt zu den DDR-Bürger:innen streng kontrolliert bis unterbunden wurde. Über Konflikte und Rassismus wurde nicht gesprochen. Das wirkt bis in die Gegenwart nach.

## Verdrängung mit Folgen

Die gängige Erzählung lautet etwa so: Die deutsche Kolonialgeschichte begann, als das wilhelminische Kaiserreich ab 1885 eigene „Besitzungen“ außerhalb Europas „erwarb“, und endete mit dem Versailler Friedensvertrag von 1919. Ein Grund dafür ist: Vor 1871 gab es kein Völkerrechtssubjekt Deutschland, das für die Beteiligung an kolonialen Massenverbrechen verantwortlich gemacht werden konnte. Andererseits verweist die Erzählung des deutschen Nationalismus auf eine ungebrochene Geschichte von mindestens 1000 Jahren

Tatsächlich begann die Geschichte der Beteiligung an kolonialen Unternehmungen durch Personen, Firmen und Fürstenhäuser deutscher Staaten lange vor 1871. Eine bewusste Verkürzung auf den Besitz von Kolonien während des wilhelminischen Kaiserreichs reproduziert direkt oder indirekt die populäre Verlust- und Opfererzählung aus der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg. Diese trug wesentlich dazu bei, dass im Namen deutscher Interessen verübte Menschheitsverbrechen verleugnet und die nach 1918 etablierte politische Ordnung in Europa sowie die Weimarer Republik delegitimiert

wurden. In der Zeit zwischen dem Ersten und Zweiten Weltkrieg war die Forderung nach „Rückgewinnung“ der verlorenen Kolonien zur „Wiederherstellung“ nationaler Größe ein bedeutsames Bindeglied zwischen national-konservativen und rechtsradikalen Feinden der ersten deutschen Demokratie.

Nach dem Zweiten Weltkrieg wiederholte und erneuerte sich der reduzierte Blick auf die koloniale Vergangenheit, in der alten BRD wie in der DDR – allerdings mit deutlichen Unterschieden. Die Bonner Republik, die sich ansonsten in der Nachfolge des Deutschen Reiches sah, betrachtete Kolonialismus als abgeschlossenes Kapitel. Die Kolonien waren ja längst verloren, zudem galt die Verantwortung für koloniale Vergangenheit(en) als Problem der westlichen Verbündeten wie Frankreich, Großbritannien oder Belgien. So wurde auch ignoriert, dass nicht nur die vom Kolonialismus profitierten, die dieses Ausbeutungssystem initiierten und praktizierten. Denn die Auswirkungen blieben nicht auf den Besitz und die Ausbeutung eigener Kolonien beschränkt. Die Virulenz von eurozentrischen und rassistischen Stereotypen im Umgang mit diesem Teil deutscher Geschichte zeigt das immer wieder.

Im SED-Staat wurde Kolonialismus als ein Kennzeichen des historisch überwundenen Kapitalismus betrachtet, für den die Verantwortung in der deutschen Vergangenheit oder in Westdeutschland zu verorten sei. Da sich die DDR von beidem scharf abgrenzte, galt auch eine öffentliche Debatte über die normativen und kulturellen Grundlagen des Kolonialismus in der deutschen Gesellschaft als überflüssig.

Zugleich sah sich die kommunistische Staatspartei SED gern als Verbündete der anti-kolonialen Bewegungen in Afrika und Asien. Ein Blick in die gelenkten Medien der DDR machte allerdings deutlich: Das Vokabular des deutschen Kolonialismus wurde nur selten überwunden. So wurden etwa die unabhängig gewordenen ehemaligen Kolonien meist als „junge Nationalstaaten“ tituliert, was ihnen eine untergeordnete Rolle im „revolutionären Weltprozess“ zuwies.

Dennoch zeigt die Geschichte von Migration insbesondere in Ostdeutschland, welche nachhaltigen Folgen eine chauvinistische Perspektive auf die deutsche Kolonialgeschichte für das gesellschaftliche Klima hat. In der offiziellen Propaganda galt der Aufenthalt

ausländischer „Werkstätiger“ wie von Studierenden aus asiatischen und afrikanischen Ländern als Form der Entwicklungshilfe, die unterschiedliche „Entwicklungsniveaus“ zwischen den sozialistischen Staaten und den Entsendeländern ausgleichen helfen sollte. Insbesondere die Arbeitsmigrant:innen aus Vietnam, doch auch ihre Kolleg:innen aus Mosambik und Angola sollten mit ihrem Aufenthalt in der DDR auf die „künftige Arbeit beim Aufbau des Sozialismus“ vorbereitet werden. Ihre persönlichen Interessen hatten sie diesem staatlichen Auftrag unterzuordnen.

Die gelenkte Presse zeichnete ein harmonisierendes Bild vom Leben und Arbeiten der Vertragsarbeiter:innen. Obwohl es im Alltag der Mangel- und Misstrauensgesellschaft kein Miteinander gab, wurde stets die Hilfsbereitschaft und Solidarität der ostdeutschen Kolleg:innen betont. Wurden Widersprüche und Konflikte doch einmal erwähnt, stellte man sie als Anpassungsprobleme der Arbeitsmigrant:innen und ausländischen Studierenden an den Alltag in der „fortschrittlichen“ Gesellschaft des Staatssozialismus dar. Implizit erschienen Vertragsarbeiter:innen entweder als Bestätigung des kommunistischen Ideals vom Weltrevolutionär oder als behütete Schützlinge und folgsame Schüler:innen des Sozialismus in der DDR.

In Wahrheit hätte der Gegensatz zwischen der veröffentlichten Geschichte und der Realität nicht krasser ausfallen können: Offiziell galten die Zugewanderten als Botschafter:innen ihres Landes im Rahmen einer internationalistischen Solidaritätspolitik. Zugleich lebten sie von DDR-Bürger:innen abgeschirmt und blieben in einer vom kommunistischen Herrschaftssystem abhängigen Position. Insbesondere Vertragsarbeiter:innen trafen zudem auf eine Gesellschaft, in der ethnisch und politisch motivierte Ausgrenzungsmechanismen eine historische Kontinuität darstellten. Diese fand im Nationalsozialismus ihren brutalsten Ausdruck, war aber seit Jahrhunderten in der deutschen Gesellschaft tief verankert. Und auch in der DDR, wo Antifaschismus und Internationalismus zu einer Rechtfertigungsformel für die diktatorische Herrschaft der kommunistischen Partei erstarrten, blieb die einheitliche Abstammungsnation für Regime wie Bevölkerung ein zentraler Bezugspunkt.

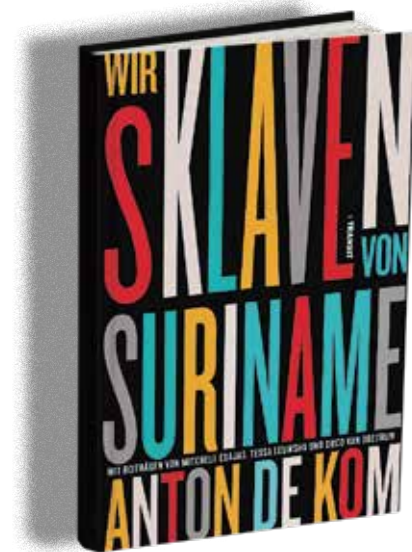
Außerdem bekam das konstruierte Bild von demütigen Solidaritäts-Empfänger:innen auf der einen und Solida-

rität gewährenden Einheimischen auf der anderen Seite immer wieder Risse. In einer Versorgungskrise der 1980er-Jahre folgte die SED-Propaganda umstandslos den Vorbehalten aus der Bevölkerung; Ausländer:innen wurden als illegitime Konsumkonkurrenz der Mangelgesellschaft stigmatisiert. Dies hatte weit über die Dauer der SED-Herrschaft hinaus Konsequenzen: Bis heute werden Asylsuchende als staatlich protegierte „Günstlinge“ diffamiert und Menschen anderer Herkunft als illegitime Konkurrenten angesehen. Auch das weiterhin anhaltende dominante Stillschweigen gegenüber menschenfeindlichen Vorurteilen und die Tabuisierung rechtsextremer Gewalttaten stellt de facto eine Fortführung der SED-Politik in diesem Bereich dar.

Zusammenfassend muss man konstatieren: Die Selbstentlastung des SED-Regimes verhinderte nicht nur eine kritische Auseinandersetzung mit der deutschen Kolonialgeschichte. Sie führte auch zu einer nachhaltigen Belastung für eine offene, demokratische Gesellschaft. Der Kolonialismus war ein System rücksichtsloser Gewaltanwendung mit dem Ziel, ganze Weltregionen auszubeuten und zu unterdrücken. In diesem System galten Bürger- und Menschenrechte für die Vertreter:innen der Kolonialmacht, doch nicht für die kolonisierten Menschen. Gerechtfertigt wurde diese Doppelmoral durch eine rassistische Weltanschauung, die Gesellschaften wie globale Verhältnisse bis heute prägt. Ohne Auseinandersetzung mit den gesellschaftlichen Dimensionen des Rassismus kann es keine aufrichtige Befassung mit dem Erbe des Kolonialismus geben – und umgekehrt.

Eine kritische Auseinandersetzung müsste sich von all den positiven Aufstiegs-, Fortschritts- und Wohlstandserzählungen der jüngeren wie älteren deutschen Geschichte verabschieden und fragen: Auf wessen Kosten gingen diese Entwicklungen? Was davon wirkt bis heute nach? Diese Debatte steht erst am Anfang. Zugleich gibt es mächtige Gegenerzählungen, mit denen an alten Erklärungsmustern festgehalten werden soll. Es sieht danach aus, dass diese gesellschaftliche Auseinandersetzung noch längst nicht an ihr Ende gekommen ist. Das kann Mensch bedauern. Doch darin liegt auch eine Chance für diejenigen, die sich für eine Veränderung hin zu einer offenen und menschenfreundlichen Gesellschaft einsetzen.

● Patrice Poutrus



## Wir Sklaven von Suriname

Anton de Kom

Das Buch des Sohnes einer Sklavenfamilie in der niederländischen Kolonie Suriname im Norden Südamerikas wurde 1934 geschrieben. Seit 2021 ist es ins Deutsche übersetzt. Wer Anton de Kom liest, macht sich keine Illusionen darüber, dass es nach der Abschaffung der Sklaverei wesentlich gerechter zugeht als zuvor. Er selbst muss in der Schule hinter den Weißen sitzen. Als er aufbegehrt, wird er ins Gefängnis gesteckt. Ein großes Verdienst des Buches ist, deutlich zu machen, wie viel Widerstand es gegen die Kolonisatoren gab. (Triggerwarnung: Das N\*-Wort ist in dem Werk ausgeschrieben.)

Transit Verlag, Berlin 2021, 224 Seiten



# Das postkoloniale Klassenzimmer

Dieses Themenheft ist nicht die einzige Publikation, in der sich die Bundeskoordination mit dem weiten Feld Kolonialismus und Postkolonialismus auseinandersetzt. Im Dezember 2021 stellte Mark Terkessidis, Buchautor, Rassismusforscher und Beiratsmitglied von *Schule ohne Rassismus – Schule mit Courage* einen aktuellen Baustein vor: „Das postkoloniale Klassenzimmer“. Das Interesse war groß, die pädagogische Herausforderung liegt auf der Hand.

Das Klassenzimmer von heute ist ein ganz anderes als das vor einigen Jahrzehnten. Ein zentraler Unterschied, je nach Region und Schule mehr oder weniger ausgeprägt: Viele Schüler\*innen, zuweilen alle, haben Eltern(teile) oder eine Familiengeschichte in anderen Ländern. Wie verhalten sich ihre Biografien zur Geschichte Deutschlands und dazu, was sie über diese lernen? Wie sollten Lehrpläne, Unterricht, Projekte gestaltet sein, die der Vielfalt in den Klassenzimmern und damit der Realität gerecht werden?

Diese Fragen stehen im Zentrum des Bausteins „Das postkoloniale Klassenzimmer“, den der Buchautor und Rassismusforscher Mark Terkessidis im Auftrag der Bundeskoordination 2021 verfasst hat. Darin stellt er das Klassenzimmer gleichsam als Knoten in einem Netzwerk transnationaler Geschichten vor, in denen Imperialismus, Kolonialgeschichte und Nationalsozialismus tiefe Spuren hinterlassen haben. Bei der Vorstellung des Bausteins zeigte sich: Das Interesse ist immens. Nahezu 100 Pädagog\*innen, Schulsozialarbeiter\*innen, Landes- und Regionalkoordinator\*in-

nen sowie Kollegen von Partnerorganisationen des Netzwerks *Schule ohne Rassismus – Schule mit Courage* meldeten sich an.

Die Direktorin der Bundeskoordination Sanem Kleff erklärte, für das Netzwerk seien (Post-)Kolonialismus und Erinnerungskultur schon immer ein Thema, das aber nun an Dringlichkeit gewinnt. Zu einer Gedenkkultur gehörten selbstverständlich postkoloniale Erinnerungen. Gut sei, dass (Post-)Kolonialismus nun zunehmend in den Fokus rücke; nicht so gut, dass die Debatte sich nach wie vor stark auf die „großen, klassischen Kolonialmächte“ beschränke. Der deutsche Kolonialismus komme zu kurz. „Es gibt keinen Maßstab, wer der schlimmere Kolonisator ist, anhand von Fläche, der Dauer der Kolonisierung oder wegen anderer Kriterien“, so Kleff. Koloniale Kontexte seien geprägt durch ein „Grundmuster der Menschenverachtung, das leider auch außerhalb der Zeit des Nationalsozialismus existiert“.

Um die Realitäten von Kindern und Jugendlichen anzuerkennen, brauche es an Schulen eine umfassende(re) Erinnerungskultur. Damit nicht gemeint sei, die Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus zu kürzen. „Es geht nicht um ein Entweder-Oder“, erläuterte Kleff, sondern: „Das Eine geht nicht ohne das Andere.“ Das gelte aus vielen Gründen, aber insbesondere auch wegen der gelegentlich von Pädagog\*innen gehörten Klage, unter „migrantischen“ Schüler\*innen sei ein Bezug zur NS-Zeit nicht leicht herzustellen. „Wo komme



ich her, welche Bedingungen haben dazu geführt, dass wir heute dort stehen, wo wir stehen?“ Diese Fragen beschäftigen alle Schülerinnen und Schüler“, so Kleff. Den Referenten Mark Terkessidis führte sie mit dem Hinweis ein, sie höre bei ihm nach langjährigen Debatten über die Migrationsgesellschaft auch „ein bisschen Frust“ heraus. Etwa dann, wenn er den gängigen Begriff Vielfalt durch den ungewöhnlichen „Vielheit“ ersetze.

Mark Terkessidis begann also seinen Vortrag mit einer Begriffs-Erläuterung: „Vielfalt klingt, als müsste man den Ist-Zustand mit einer besonders positiven Konnotation noch jemandem schmackhaft machen.“ Über diesen Punkt sei die Bundesrepublik jedoch längst hinaus. In Städten wie Frankfurt am Main hätten bald drei von vier der neu eingeschulten Kinder Vorfahren mit Wurzeln in einem anderen Land: „Gesellschaft ist Vielheit“, so Terkessidis, „wir leben in einem unhintergehbaren Zustand der Differenz, in einem transnationalen Raum.“

Für die Pädagogik bedeutet das: Klassenzimmer mit Schüler\*innen polnischer, griechischer, türkischer Herkunft, mit Vorfahren in Kamerun, Togo oder anderswo könnten und sollten als Knoten firmieren; das Ziel: die Erzählung einer gemeinsamen Geschichte. Der weiterhin gängige eurozentristische Geschichtsunterricht entlang der Achse Antike – Heiliges Römisches Reich – Französische Revolution werde dem nicht gerecht, kritisierte Terkessidis. Und: Selbst wenn Ereignisse wie die Haitianische Revolution behandelt würden, werde zumeist „unsere Geschichte“ gegen die der „Anderen“ gestellt. Das ignoriere nicht nur die „Vielheit“ der Schüler\*innen, sondern auch die Verknüpfung der

Geschichte Europas mit der anderer Weltteile. Zudem zeigten gesellschaftliche Debatten, wie wenig geklärt ist, worin ein nationales oder europäisches Erbe heute besteht: „In der globalisierten Welt ist unser vermeintliches Wissen sehr wacklig geworden. Vieles muss neu verhandelt werden.“

Zum Thema Kolonialismus spannt der Rassismusforscher – auch in seinem Buch „Wessen Erinnerung zählt“ – den Bogen weiter als die Mehrheit der Historiker\*innen. Zeitlich blickt er zurück bis in das 16. Jahrhundert, in dem sich die Augsburger Familie Welser bereits an der Ausbeutung des amerikanischen Kontinents beteiligte (siehe Seite 18). Räumlich wendet er den Begriff nicht nur auf entfernte, kulturell anders geprägte Räume an. Er betrachtet auch das imperiale Projekt als kolonial. Bereits Preußen, später das „Dritte Reich“, hätten sich als „aggressive Player auf einem europäischen Schachbrett“ bemüht, ihre Einflussbereiche zu vergrößern. So seien etwa Teile Polens über 120 Jahre vom Deutschen Reich beherrscht worden. Es gab ein Projekt von Land- und Einflussnahme, eine imperialistische Strategie, eine kolonialistische Landnahme. „Warum sprechen wir nicht von Kolonialismus?“, fragt Terkessidis. Auch der deutsche „Drang nach Osten“, der etwa in den Balkanstaaten zu massiven ökonomischen Abhängigkeiten führte, gehört für ihn in den Kontext Kolonialismus. Deutschland, das sich erst spät an der Eroberung Afrikas beteiligte, habe seine „Großraumwirtschaft“ gezielt gen Mittel- und Osteuropa verlegt.

Eine im postkolonialen Klassenzimmer anschlussfähige Parallele macht der Migrationsexperte anhand



des Begriffs „Gastarbeit“ auf: Nach seinen Recherchen stammt er als geschönte Bezeichnung für Zwangsarbeit aus dem „Dritten Reich“. Und: Ähnlich wie nach den Anwerbeabkommen mit „Gastarbeiter“-Staaten in den 1950er- und 1960er-Jahren eröffneten nach dem Überfall auf Polen 1939 auch dort binnen Wochen Arbeitsämter, in diesem Fall, um Arbeitskräfte-Nachschub für die Landwirtschaft zu liefern.

Eine weitere Anregung, die Terkessidis, der auch promovierter Pädagoge ist, den Zuhörenden mit auf den Weg gab: In Klassen anhand einer Landkarte zu fragen, wo die Vorfahren der Schüler\*innen zu drei Zeitpunkten im 19. und 20. Jahrhundert waren. So könnten die Kinder und Jugendlichen etwa entdecken, dass sie Vorfahren in Überseekolonien haben oder auch in Ländern, die im „Dritten Reich“ von Feldzügen betroffen waren. Im nächsten Schritt könne man dann erarbeiten, dass die Welt schon immer global war, und inwieweit sich die Vergangenheit in heutigen Konfliktlagen spiegelt.

Allerdings warnt der langjährige Autor von Büchern zu Migrationsthemen zugleich davor, Schüler\*innen gegen deren Willen zu Vertreter\*innen bestimmter Länder und Kulturen zu machen. „Wir müssen weg von der lästigen, grauenhaften Reduktion auf die eigene Herkunft“, erklärte Terkessidis. Und berichtete, wie es für ihn war, während seiner Schulzeit in Nordrhein-Westfalen stets als „Fachmann für griechische Antike“ zu gelten. Sein Plädoyer: Mit und für Schülerinnen und Schülern einen neutralen Raum zu öffnen – und zuzulassen, dass sie sich selbst verorten.

● Die Bundeskoordination

„Ich verachte Rassismus, weil ich ihn für barbarisch halte, egal ob er nun von einem schwarzen oder weißen Menschen kommt.“ Ein bemerkenswerter Satz, erst recht für einen Mann, den eine weiße Regierung 27 Jahre ins Gefängnis steckte. Was dem Apartheid-Regime Südafrikas allerdings nichts nützt: Mehr als jeder andere Mensch auf der Welt wird der in einer Zelle sitzende Nelson Mandela zur Symbolfigur im Kampf gegen Rassismus, für Menschenrechte und Demokratie. Als er 1990 mit erhobener Faust das Gefängnis verlässt, ist das der erste Schritt zu einem freien Südafrika. Im Mai 1994 tritt er als erster demokratisch gewählter Präsident sein Amt an.

Als Widerstandskämpfer glaubte Mandela – anders als der ebenfalls in Südafrika politisierte Gandhi – nicht lange daran, mit gewaltlosem Widerstand zum Ziel zu kommen. Im Jahr 1960 erschoss die Polizei beim Massaker von Sharpeville 69 Schwarze Demonstrierende. Kurz darauf wurde Nelson Mandela Anführer eines bewaffneten Flügels des African National Congress (ANC). 1963 wird er verhaftet. Über Jahre steht der ANC, übrigens auch in Großbritannien und den USA, auf Terror-Listen.

Trotz dieser Vorgeschichte bleibt Mandela als Präsident der Versöhnung in Erinnerung. Die von ihm begründete Wahrheits- und Aussöhnungskommission gilt als Vorbild für die Bewältigung einer Vergangenheit mit Unterdrückern und Unterdrückten. Der moralische Niedergang des ANC, der Südafrika bis heute regiert, zeichnet sich noch nicht ab. Wenn er kritisiert wird, dann, weil er sich der Herausforderung von HIV und Aids so wenig stellt wie seine Nachfolger. Nelson Mandela wird 95 Jahre alt, er stirbt Ende 2013.



## Die Macht der Vorurteile

TV-Doku

Menschenrassen gibt es nicht. Weil sich jedoch die Annahme so hartnäckig hält, hat ein Filmteam Deutschlands führende Archäogenetiker\*innen im Max-Planck-Institut für Menschheitsgeschichte in Jena besucht. Sie bestätigen: Menschen jeglicher Hautfarbe und Herkunft sind zu mehr als 99,99 Prozent genetisch gleich. Zu der Frage, wie verwurzelt Rassismus ist, geben Vorurteilsforscher der Harvard University Auskunft: In Reaktionstests demonstrieren sie, wie Menschen in Sekundenbruchteilen auf andere Hautfarben reagieren. Anschaulich-interessante Wissenschaftsdokumentation.

„Die Macht der Vorurteile“, ZDF 2021, 44 Minuten, bis Ende 2024 in der 3sat-Mediathek abrufbar



# Die Autorinnen und Autoren

## Dr. Eva Bahl

Dr. Eva Bahl ist Soziologin und Ethnologin. Sie initiierte u.a. mit Tahir Della das Projekt Decolonize München, eine Ausstellung im Münchner Stadtmuseum mit umfangreichem Veranstaltungs- und Vermittlungsprogramm. Aus dem Projekt ging der Katalog „Decolonize München“ hervor (Edition Assemblage 2015).

## Elena

Elena (16) ist Schülersprecherin am Wirtschaftswissenschaftlichen Gymnasium in Saarbrücken, Saarland.

## Guilherme

Guilherme (18) engagiert sich in der Aktiven-AG des Gymnasiums Renningen in der gleichnamigen Stadt bei Stuttgart, Baden-Württemberg.

## Nabilath & Yasmine

Nabilath & Yasmine besuchen Schulen in Frankfurt a. M. und Dortmund. Nach dem rassistischen Mord an George Floyd 2020 traten sie über eine Lehrerin von Nabilaths Courage-Schule mit der Bundeskoordination in Kontakt. Der Wutbrief, der in der Netzwerkzeitung q.rage 2020/21 in einer längeren Fassung erschien, ist der erste Artikel der damals 14-jährigen Cousinen.

## Claudia Wahjudi

Claudia Wahjudi ist seit 2020 Redakteurin beim Berliner Stadtmagazin tip. Zuvor war sie Kunstredakteurin bei Zitty Berlin, freie Mitarbeiterin beim Tagesspiegel und Lehrbeauftragte am Masterstudiengang Kulturjournalismus der UdK Berlin. Seit 1996 schreibt sie für Kunstforum International. Mit Birgit Rieger veröffentlichte sie 2019 „Berlin Interviews. 16 Künstler und Künstlerinnen über eine widersprüchliche Stadt“ (Argobooks).

## Anja Bengelstorff

Anja Bengelstorff lebt in Kenia und arbeitet freiberuflich für deutschsprachige Medien. Sie schreibt besonders gern Features und Geschichten jenseits des stereotypen Afrikabildes von Kriegen, Krisen und Katastrophen. Sie ist Mitgründerin und Leiterin des Macondo Literary Festivals in Nairobi.

## Jonathan Fischer

Jonathan Fischer arbeitet seit mehr als 30 Jahren als freier Journalist zu afrikanischer und afrodiasporischer Kultur. Seine Texte erscheinen u.a. in der Süddeutschen Zeitung, der Zeit, der NZZ und brandeins. Einen Teil seiner Kindheit verbrachte er in Tansania, studierte in München Pädagogik und Kunst, und pendelt seit vielen Jahren zwischen Westafrika und Deutschland.

## Mariam

Mariam (18) machte 2021 auf dem Alfred-Krupp-Gymnasium in Essen/NRW ihr Abitur.

## Abdolrahmen Omaren

Abdolrahmen Omaren ist Kinderbuchautor und Journalist. Bis 2015 arbeitete er in Syrien und den Golfstaaten. Heute koordiniert er die arabischsprachige Redaktion der Nachrichtenplattform Amal mit Sitz in Berlin und Hamburg, die Journalist\*innen im Exil eine Stimme gibt. In dem Buch „Ein Stern, der durch dein Fenster schaut“ (Medu Verlag) steht eine Gutenachtgeschichte von Omaren.

## Thomas Winkler

Thomas Winkler schreibt als freier Autor über Musik, Film, Sport, Literatur und was ihn sonst noch interessiert für taz, Zeit Online, Musikexpress u.a. Medien. Seit 2020 betreut er für die Bundeskoordination *Schule ohne Rassismus – Schule mit Courage* Schüler\*innen, die für die Netzwerkzeitung q.rage schreiben.

## Tahir Della

Tahir Della ist Sprecher und Vorstandsmitglied der Initiative Schwarze Deutsche (ISD) und Aktivist bei Decolonize Berlin und global e.V. Im Jahr 2013/14 initiierte er u.a. mit Eva Bahl das Projekt Decolonize München. Sich selbst stellt er als „Promotor für Postkolonialismus und Antirassismus“ vor.

## Jeannette Goddar

Jeannette Goddar arbeitet seit mehr als zwei Jahrzehnten als freie Journalistin in Berlin. Noch länger begleiten sie Fragen von Bildung und Wissenschaft in einem diversen Land und einer diversen Welt. Im Jahr 2019 erschien „Pädagogik neu denken. Die Migrationsgesellschaft und ihre Lehrer\_innen“ mit Yasemin Karakaşoğlu und Paul Mecheril (Beltz Verlag).

## Susanne Memarnia

Susanne Memarnia arbeitet seit 2003 bei der taz. Im Berlin-Teil ist sie zuständig für die Themen Migration, Antidiskriminierung und Postkolonialismus. Die Debatte um die Restitution von Raubkunst aus kolonialen Kontexten ist eines ihrer Lieblingsthemen, da hier die Wirkmächtigkeit des Kolonialismus bis heute deutlich zu Tage tritt.

## Dr. Patrice Poutrus

Dr. Patrice Poutrus ist Zeithistoriker und Migrationsforscher, mit zahlreichen Veröffentlichungen zur DDR-Geschichte und zur Migrationsgeschichte. 2019 erschien von ihm „Umkämpftes Asyl. Vom Nachkriegsdeutschland bis zur Gegenwart“ (Chr. Links Verlag). Er ist Mitglied des Beirats von *Schule ohne Rassismus – Schule mit Courage*.

## Dr. Joachim Zeller

Dr. Joachim Zeller ist ein deutsch-namibischer Historiker und Geschichtslehrer. Seine jüngsten Bücher sind „Berlin - Eine postkoloniale Metropole. Ein historisch-kritischer Stadtrundgang im Bezirk Mitte“ (mit Oumar Diallo, Berlin 2021) und „Stand und Fall. Das Wissmann-Denkmal zwischen kolonialer Weihstätte und postkolonialer Dekonstruktion“ (mit Hannimari Jokinen und Flower Manase, Berlin 2021).





Schule ohne Rassismus - Schule mit Courage ist Mitglied im



# KOMPETENZNETZWERK

## Demokratiebildung im Jugendalter

Gefördert vom

im Rahmen des Bundesprogramms



Bundesministerium  
für Familie, Senioren, Frauen  
und Jugend

Demokratie **leben!**

Die Veröffentlichung stellt keine Meinungsäußerung des BMFSFJ oder des BAFzA dar. Für inhaltliche Aussagen tragen die Autor\*innen die Verantwortung.